Der Patriot

Ausgabe B

Fernruf 276 / Bankkonten: Kreissparkasse Büren Konto-Nr. 58 Spar- u. Darlehnskasse Büren / Geschäftsstelle Büren, Adolf-Hitler-Straße 13

Der Sintfeldbote

Bürener Zeitung

Heimatzeitung für den Kreis Büren

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Monatlich 2,01 RM. einschließlich 54 Pfg. Postgebühr. Botenbezugspreis 1,80 RM. (einschließlich Botengeld). Einzelnummer 10 Pfg. Im Falle höherer Gewalt, Betriebsstörung usw. besteht kein Anspruch auf Lieferung und Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreis: 1 mm hoch 46 mm breit 5 Pfg., kleine Anzeigen nicht geschäftlicher Art bis 25 mm Höhe 4 Pfg., Textspalte 1 mm hoch und 68 mm breit 15 Pfg. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Anspruch auf Nachlaß. Gerichtsstand für beide Teile Amtsgericht Büren. Verlagsort Lippstadt.

Kostenl. Beilagen: u. a. Der illustr. Sonntag – Am häusl. Herde

Nr. 134 (1. Blatt) | Büren, Mittwoch, 11. Juni 1941 | 46. Jahrgang

Juda in Versailles

Rr. An der Vorbereitung und Auslösung des gegenwärtigen Krieges haben die Juden einen beträchtlichen Anteil. Sie verfügen in England und in den Vereinigten Staaten über ergiebige Möglichkeiten ihres teuflischen Einflusses, dem Churchill und auch Roosevelt, der, wie „Der Patriot" am 26. Mai ausführte, nachweisbar von jüdischer Abstammung ist, völlig erlegen sind. Mögen beide heucheln, für die Rettung der Demokratie, für die Freiheit wie sie sie meinen oder für andere Ideale einzutreten, so entfällt für die Juden selbst der Schein eines moralisch berechtigten Kampfes, von dessen Fronten sie sich — wie alle Kriegshetzer — in zmal vervielfältigter Schußweite entfernt halten. Während sich das Kriegsziel der Briten je nach ihrer Propogandaleier wandelt — das eine Mal ist es die Vernichtung des Hitlerismus, das andere Mal die Ausrottung des deutschen Volkes, dann wieder die „Befreiung" der angeblich geknechteten kleinen Völker usw. — erstrebt das Weltjudentum nur ein Ziel: ein Ueberversailles! Dadurch erhofft es eine Verwirklichung seines Weltherrschafts-Ideals", für das es schon auf der Versailler „Friedenskonferenz" im Jahre 1919 seinen unheilvollen Einfluß ausübte. Damit gewannen die Juden die verstärkte Möglichkeit, als festhaftende Parasiten der Völker sie auszusaugen. Die Juden waren es, die besonders die deutsche Volkskraft lähmten, indem sie sich in den Verästelungen des Wirtschaftslebens einnisteten, mit Lug und Trug ihre Profitgier ausspielten, den Klassengeist schürten, die Kultur zu verderben trachteten und den Blutsstrom des Volkes zu vergiften bemüht waren. Wo immer der Jude stand, wirkte er zersetzend. Er erreichte seine in den Jahren vor 1933 beherrschende Stellung leicht, weil unser Volk an den Lasten des Weltkrieges schwer trug und durch das Versailler Diktat gefesselt und geknebelt worden war. Diese Begünstigung durch Versailles sah das Judentum voraus und deshalb machte es schon bei den vorbereitenden Beratungen des Diktats seine Macht geltend.

Das Haupt der britischen Delegation, Lloyd George, befand sich damals so stark unter jüdischem Einfluß, daß seine Abhängigkeit davon selbst in England das Tagesgespräch bildete. Wie sehr die englische Abordnung jüdisch infiziert war, ergibt sich auch daraus, daß eine Reihe ihrer Mitglieder von Juden gestellt wurde. Wir nennen Sir Philipp Sassoon, der seit 1912 parlamentarischer Abgeordneter war, und dessen Familie den sogen. Rothschilds des Ostens angehörte. Er war später Staatssekretär für Luftfahrt und Erster Kommissar für öffentliche Arbeiten. Wir nennen die Juden Lord Reading, Louis Manier, Mond, Montague, der von seinem jüdischen Sekretär Sir Arthur Samuel begleitet war, dem späteren Staatssekretär im Auswärtigen Amt, parlamentarischen Sekretär im Handelsamt und der dann Minister für Ueberseehandel wurde. Weitere Volljuden waren Sir C. H. Kisch, der zur Rußlandabteilung des militärischen Geheimdienstes gehörte, E. G. Abraham, Sekretär im Obersten Rat der „Friedenskonferenz", wo der Jude Paul Monteux als Dolmetscher eingeschaltet war. Wir nennen auch den Juden Percy Radcliffe, der praktisch der Leiter der militärischen Abordnung innerhalb der britischen Delegation war.

Mit diesem Aufgebot begnügten sich die Juden nicht einmal. Sie erschienen sogar mit einer eigenen Delegation in Versailles. Ihr gehörten an: Sir Stuart Samuel, H. S. Henriques, Claude Montefiori, Lucien Wolf, der sich als „Vater der Minderheitenverträge" preisen ließ. Als Minderheit bezeichneten sich die Juden selbst. So erklärte der Zionistenführer Zangwille: „Ehre dem Ehre gebührt und alle Ehre an L. Wolf, den Mann, der für die jüdischen Rechte in Versailles kämpfte!"

Von der Delegation der Vereinigten Staaten waren Wilson und auch Oberst House durchaus judenhörig. Auf Wilsons Beschlüsse wirkte erst recht die Ankunft Baruchs, Warburgs, Jakob Schiffs und Felix Frankfurters, des jetzigen Beraters Roosevelts, bestimmend.

Als Clemenceaus Privatsekretär schürte der Jude Mandel den Haß gegen Deutschland. Es ist derselbe Mandel, der unter Reynaud berüchtigt wurde und zu traurigem Ruhm kam.

Auch die Delegationen der kleineren Völker waren jüdisch durchsetzt. Als Rechtsberater Rumäniens fungierte Salomon Rosenthal, als Finanzsachverständiger Polens Stephan Mardowski, als litauischer Rechtanwalt Rosenbaum

Für die Ukraine kamen Margolin und Samuel Zarchi.

Man kann sich leicht vorstellen, wie die Juden offen und hinter den Kulissen gemauschelt haben, mit Lockungen und Drohungen ihre Pläne durchsetzten, ihren Willen allen „Vätern von Versailles" aufzwangen, vielleicht — daß diese sich nicht immer des jüdischen Einflusses bewußt waren, dem sie gehorchten. Mit dieser Feststellung soll die Schuld der Nichtjuden keinesfalls verringert werden. Denn sie waren sich mit den Juden darin einig: Deutschland für immer zu versklaven.

Bei der Unterzeichnung des Diktats unterschrieben für Frankreich u. a. der Jude Louis Kotz, für Indien E. Montague, für Italien der Halbjude Baron Sanino.

Das Weltjudentum freute sich hämisch seines Erfolges in Versailles. Es frohlockte wegen der Aussicht, die Völker Europas nun vollständig auspowern zu können. Es glaubt auch, der Errichtung eines jüdischen „Nationalstaates" in Palästina auf der Grundlage des Zionistenideals nahe zu sein (obwohl das Judentum seiner rassischen Natur gemäß keinerlei staatsbildende Kraft besitzt). Hierfür trafen 78 000 jüdische Gesuche in Paris ein. Die Wünsche beider Hauptzweige des modernen Judentums waren durch die jüdischen Delegierten nachdrücklich unterstützt worden. So konnte L. Wolf dann grinsend sagen: „Der Friedensvertrag hat den Juden mehr gegeben, als sie sich bei der Konferenzeröffnung je erträumten."

Wir wissen, wie kühn die Träume des Weltjudentums in den Jahren nach dem Weltkriege wurden. Wir wissen aber auch, daß seine Träume auf dem europäischen Festland ausgeträumt sind. Wo der Jude jetzt noch herrscht, wird es mit seiner Macht vorbei sein, wenn die durch ihn gegängelten und zu Grunde gerichteten Völker zur Erkenntnis seines Wesens gekommen sind.

Englands Baumwollindustrie im „Schmelzofen"

Zahlreiche Wollspinnereien schließen – Enthüllung dummdreister Täuschungsmanöver britischer Agitation

Genf, 10. Juni. „Daily Herald" meldet, daß zur Zeit die Baumwollindustrie von Lancashire sich im „Schmelzofen" befinde; denn das britische Handelsministerium verwirkliche den Plan, eine große Zahl von Baumwollspinnereien zu schließen. In 100 von etwa 439 Spinnereien sei der Betrieb bereits stillgelegt worden.

Auch „Times" gibt bekannt, daß viele Baumwollmühlen in der Gegend von Liverpool geschlossen worden seien, weil die Regierung nicht mehr in der Lage wäre, ihnen Rohstoffe zur Verarbeitung auszuteilen.

Nach der Schließung der Liverpooler Baumwollbörse und der Beschlagnahmung aller privaten Bestände sieht sich also England als Folge der wachsenden Schiffsraumnot zu den einschneidensten Beschränkungen gezwungen.

Die wirtschaftliche Not Großbritanniens wird damit deutlich; denn Englands Textilindustrie, die vier Fünftel ihrer Erzeugung ins Ausland zu senden pflegte, hat vor dem Weltkriege der englischen Volkswirtschaft jährlich Devisen im Werte von mehr als zwei Milliarden Reichsmark gebracht. Damals vereinigte allein Lancashire in seinem Raum von den 150 Millionen Baumwollspindeln der Welt 60 Millionen, und von den drei Millionen Baumwollwebstühlen 800 000.

In und nach dem Weltkriege hat England durch sein kurzsichtiges Verhalten seine Textilwirtschaft nicht aufrechtzuerhalten vermocht. Immerhin stellte die Baumwollindustrie eine Weltmacht ersten Ranges dar. Ihre Spindeln und Webstühle machten noch über ein Fünftel der Weltmenge aus.

Auf der anderen Seite wächst die Not der baumwollerzeugenden Länder. In dem Wahn, Beherrscher der Meere zu sein, hatte bekanntlich Großbritannien nach Kriegsausbruch Aegypten die Abnahme der gesamten Baumwollernte 1940 zugesagt. Heute sind die ägyptischen Baumwolllager zum Bersten gefüllt, ohne daß auch nur eine Möglichkeit der vertraglich festgelegten Abnahme gegeben ist.

Die jetzt getroffenen Maßnahmen decken aber auch deutlich auf, wie dummdreist das Täuschungsmanöver war, mit dem britische Agitationsstellen noch im Februar dieses Jahres die Meldung verbreiteten, daß England beinahe die gesamte brasilianische und peruanische Baumwollernte aufgekauft habe.

Heute sind irgendwelche Täuschungsmanöver nutzlos. Die Schließung der Baumwollspinnereien spricht eine zu deutliche Sprache darüber, wie Deutschlands Antwort auf Englands Kriegsverbrechen wirkt.

Die Massenflucht aus Alexandria

Militär auf dem Bahnhof eingesetzt – Reuter zählt bereits 40 000 Flüchtlinge

Stockholm, 10. Juni. Die Flucht aus Alexandria nimmt, wie Reuter aus diesem von der deutschen Luftwaffe hart angepackten britischen Flottenstützpunkt meldet, immer größere Ausdehnung an. Die Zahl der Flüchtlinge sei rasch auf 40 000 gestiegen und nach Ansicht eines höheren Eisenbahnbeamten werde sich diese Zahl in den nächsten Tagen mindestens verdoppeln.

Auf dem Bahnhof habe man, wie Reuter weiter berichtet, besondere Maßnahmen treffen müssen, um etwas Ordnung in das völlige Durcheinander zu bringen. Alle Eingänge seien jetzt von Militär besetzt. Nur zu bestimmten Stunden öffne man den Bahnhof für die Flüchtlingsmassen. Pausenlos rollten überfüllte Züge ins Innere des Landes ab.

Durch Englands Schuld

Stockholm, 10. Juni. Der ägyptische Ministerpräsident hat dem englischen Nachrichtendienst am Dienstag bekanntgegeben, daß bei den beiden Luftangriffen auf Alexandria 500 bis 600 Personen getötet worden seien. Zu der Beseitigung der allerschlimmsten Not der Bevölkerung wurden die notwendigsten Nahrungsmittel nach Alexandria gesandt.

England hat die ägyptische Hafenstadt Alexandria zu einem seiner wichtigsten Stützpunkte im östlichen Mittelmeer ausgebaut, die Schuld an den Todesopfern und den durch die Luftangriffe hervorgerufenen Leiden der Bevölkerung fällt daher in vollem Umfange auf die britischen Kriegsbrandstifter zurück.

Agram. Der kroatische Staatsführer Dr. Ante Pawelitsch ernannte den bisherigen Staatssekretär im kroatischen Außenministerium Dr. Mlasen Lorkovitsch zum Außenminister. Bisher wurde das Außenministerium von Dr. Pawelitsch selbst geleitet.



Hafen Alexandria

„Die Koffer mit den Kronen laß gleich an Bord, Ali, die Passagiere reisen sicher bald wieder ab!"

(Zeichnung: Morche.)

Die Luftwaffe immer am Feind

Zwei Frachtschiffe mit zusammen 10 000 BRT. versenkt

Berlin, 10. Juni. **Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:**

Die Luftwaffe versenkte an der britischen Südküste und im Atlantischen Ozean zwei Frachtschiffe mit zusammen 10 000 BRT. Zwei weitere Handelsschiffe wurden im Atlantik und auf der Höhe von Portland so schwer beschädigt, daß auch mit ihrem Verlust gerechnet werden kann. Im Bristol-Kanal erhielt ein bewaffnetes feindliches Tankschiff einen Bombentreffer.

In Nordafrika wurden feindliche Stoßtrupps vor den deutsch-italienischen Stellungen bei Tobruk abgewiesen. Verbände der deutschen und italienischen Luftwaffe bombardierten britische Flakstellungen und Verteidigungsanlagen bei Tobruk und Marsa Matruk.

Bei Luftkämpfen über dem Kanal und über Nordafrika sowie bei Einflugsversuchen in die besetzten Gebiete verlor der Feind 10 Flugzeuge. Hiervon wurden durch Jäger sieben, durch Flakartillerie ein Flugzeug abgeschossen. Vorpostenboote schossen in der Nordsee zwei britische Kampfflugzeuge ab. Damit hat diese Vorpostenflottille in drei Tagen vier britische Kampfflugzeuge vernichtet.

Kampfhandlungen des Feindes über dem Reichsgebiet fanden weder bei Tage noch bei Nacht statt.

In der Kriegführung gegen die britische Versorgungsschiffahrt waren Fliegerverbände des Generaloberſten Stumpff besonders erfolgreich. In der Woche vom 1. bis 7. Juni versenkten sie 11 Schiffe mit rund 80 000 BRT. und beschädigten 15 weitere Schiffe schwer. Damit haben diese Verbände seit dem 1. Februar 1941 insgesamt 33 Handelsschiffe mit 208 000 BRT. vernichtet und 86 Schiffe beschädigt.

Newyork. Wie die „Newyork Times" meldet, ist das gesamte Feuerlöschwesen Englands unter einheitlichen Befehl gestellt worden.

9 Schiffe mit 63000 BRT. versenkt

Angriff italienischer U-Boote auf großen englischen Geleitzug

Rom, 10. Juni. Der italienische Wehrmachtbericht vom Dienstag hat folgenden Wortlaut: Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt:

Im zentralen Mittelmeer haben unsere Flugzeuge südwestlich von Malta im Kampf mit feindlichen Jagdflugzeugen einen feindlichen Jäger abgeschossen. Ein eigenes Flugzeug ist nicht zu seinem Stützpunkt zurückgekehrt.

In Nordafrika sind an der Tobruk-Front kleine Ausfallversuche des Feindes prompt zurückgeschlagen worden. Unsere Artillerie hat Batterien und Munitionsdepots von Tobruk mit sichtlicher Wirkung beschossen.

Italienische und deutsche Luftverbände haben Luftabwehr und Verteidigungsstellungen im Abschnitt von Tobruk und bei Marsa Matruk angegriffen. In Tobruk wurden Schäden und Brände verursacht.

Zwei Hurricanes wurden von deutschen Jägern abgeschossen.

In der Nacht zum 9. Juni hat der Feind einen neuerlichen Einflug auf Tripolis und Benghasi unternommen.

In Ostafrika gehen im Gebiet von Galla und Sidamo unter Kämpfen die durch das schlechte Wetter behinderten Bewegungen der eigenen und feindlichen Kolonnen weiter. Im Gebiet von Gondar hat der Feind die Befestigungsanlagen von Debra Tabor bombardiert und mit Maschinengewehrfeuer belegt sowie seine Aufforderung zur Uebergabe erneuert, die unsere Besatzung abgelehnt hat.

Unsere U-Boote haben im Atlantik einen großen feindlichen Geleitzug angegriffen und neun Dampfer mit insgesamt 63 000 BRT. versenkt.

Britischer Raubfeldzug

Als britische Truppen am frühen Sonntagmorgen die Grenzen zum französischen Mandatsgebiet Syrien überschritten, begannen sie die bisher schwerwiegendste Aktion in ihrem räuberischen Feldzug gegen das französische Kolonialreich. Die Beteiligung von Truppen des verräterischen französischen Generals de Gaulle, der seit einiger Zeit schon seinen Sitz in Haifa hatte, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieser Ueberfall von den Briten ersonnen und vorbereitet wurde, um ohne jegliche Rücksicht auf den einstigen Bundesgenossen dessen koloniale Interessen zu untergraben. Die Behauptung, daß deutsche Truppen in Syrien Einfluß genommen hätten, ist nichts weiter als ein Vorwand, der übrigens von den Franzosen selbst schärfstens dementiert wurde. Es handelt sich also nur um eine jener brutalen Aktionen, wie sie in ähnlichem, wenn auch kleinerem Stil schon an der Tagesordnung waren.

Als am 3. Juli vorigen Jahres französische Kriegsschiffe vor Oran von einem englischen Flottenverband überfallen wurden, nahm dieser Raubfeldzug seinen Anfang. Der damalige Vorwand, daß es Deutschland auf die französische Flotte abgesehen habe — obwohl im Waffenstillstand ausdrücklich das Gegenteil zugesichert ist —, war völlig aus der Luft gegriffen. In Frankreich begriff man plötzlich, was die Stunde geschlagen hat, sonst hätte wohl nicht der französische Ministerrat, der damals noch unter Vorsitz des Staatspräsidenten Lebrun, also eines Freundes der Engländer, zusammentrat, den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu England beschlossen. Noch versuchte Churchill die Brutalität seines Vorgehens zu verschleiern, indem er die blutigen Ereignisse vor Oran heuchlerisch eine „melancholische Aktion" nannte. Tatsächlich waren aber nicht nur wertvolle französische Kriegsschiffe, sondern auch 1500 unschuldige Menschenleben dabei zugrunde gegangen. In wenigen Stunden hatten die Engländer mehr Familien französischer Seeleute in Trauer versetzt, als zehn Monate Seekrieg vorher vermocht hatten. Es mag deshalb kein Zufall sein, daß heute Frankreichs Marinechef, Admiral Darlan, an der Seite des Marschalls Pétain die französischen Geschicke leitet: jener heimtückische Ueberfall auf die französische Flotte ist der Ausgangspunkt einer französischen Selbstbesinnung und des entschlossenen Willens zur Verteidigung des französischen Kolonialreiches geworden.

Auf dieses Kolonialreich hat es nämlich Churchill in Wirklichkeit abgesehen, um sich weitere Stützpunkte für den Krieg zu sichern. Deshalb am 23. September vorigen Jahres der Ueberfall auf Dakar in Französisch-Westafrika. Damals zogen die Briten und ihr Helfershelfer de Gaulle jedoch den kürzeren und mußten die eingesetzten Kriegsschiffe vor dem entschlossenen Widerstand der französischen Verteidiger zurückziehen. Erst Anfang November gelang es in Aequatorialafrika, die französische Kolonie Gabon mit 240 000 Quadratkilometer und rund 400 000 Einwohnern, da der Widerstand zu isoliert und schwach war, für de Gaulle und seinen Mitverräter, Admiral Larminat, der inzwischen dort als „Oberkommissar der freien Franzosen" regiert, zu gewinnen. Schließlich ist es den Engländern noch gelungen, die ozeanischen Besitzungen Frankreichs im Stillen Ozean, Neukaledonien und die Inseln von Tahiti, zu erobern.

Der Einfall in Syrien, in ein Gebiet, dessen Verwaltung Frankreich durch den Völkerbund anvertraut worden war, ist in diesem größeren Zusammenhang zu sehen. Es ist bekannt, daß gleich nach dem Weltkrieg zwischen Frankreich und England bei der Verteilung der ehemals türkischen Gebiete erhebliche Spannungen auftraten. Die britische Orientpolitik hat sich immer wieder auf französische Kosten entfaltet. Seitdem Frankreich als Waffengenosse Englands durch seine Niederlage ausgefallen war, verschärfte sich die Spannung um Syrien. Ende November sandte die französische Regierung eine tatkräftige Persönlichkeit, Chiappe, als Oberkommissar nach Syrien, um dort in einer kritischen Zeit die französischen Interessen wahrzunehmen. Es ist bekannt, daß dieser Mann nie an seinen Bestimmungsort anlangte, weil sein Flugzeug vermutlich einem britischen Attentat zum Opfer fiel.

Nun entschloß sich die Regierung von Vichy, in dem Vorgefühl, daß Syrien einmal in die kriegerischen Ereignisse einbezogen werden könnte, ein Militär als Oberkommissar von Syrien und dem Libanon einzusetzen. In dieser Eigenschaft ist der sechzig Jahre alte General Dentz seit Dezember in Syrien bemüht gewesen, nach den Weisungen seiner Regierung die Spannungen nach innen und außen auszugleichen. Heute hat dieser General das Oberkommando über die französisch-syrischen Kräfte, die sich den eingefallenen britischen und gaullistischen Truppen entgegenstellen. General Dentz hat am Krieg 1914/18 als Generalstabsoffizier und Bataillonskommandeur teilgenommen. Nach 1918 weilte er als Generalstabsoffizier in Mainz, Istanbul, Beirut und hat später an der Unterdrückung des Drusenaufstandes in Syrien teilgenommen. In dem jetzigen Krieg war er zunächst als Korpsgeneral im Nordfrankreich eingesetzt und übergab im Juni 1940 als Kommissar der Pariser Region die französische Hauptstadt den siegreichen deutschen Truppen.

General Dentz hat in den letzten Tagen erklärt, daß er jedem Angriff entschlossenen Widerstand leisten werde. Dieser Versicherung gemäß hat er nun den Kampf gegen die Angreifer aufgenommen. Während die britischen Truppen aus der Zone Haifa und von der Küste her operieren, haben die Kräfte de Gaulles von der transjordanischen Grenze dem Gebiet Djebel-Drus, her den Bruderkampf aufgenommen. Die Presse Frankreichs, sowohl im besetzten als auch im unbesetzten Gebiet, ist sich einig in dem Urteil, daß dieser neue Ueberfall die wahren Absichten Englands endgültig klarstelle und ein neues Verbrechen gegen Frankreich sei.

Daß für Frankreich der Zeitpunkt gekommen ist, seine Kolonialbesitzungen gegen den angelsächsischen Imperialismus zu verteidigen, geht auch daraus hervor, daß Amerika sich gleichzeitig eine Kontrolle über die westindischen Besitzungen Frankreichs über die Inseln Martinique und Guadeloupe, angemaßt hat.

Duce: Wir kämpfen und siegen zusammen

Mussolini würdigt das erste Jahr Italiens im Kriege

Rom, 10. Juni. Das verbündete Italien blickt am heutigen Tage auf ein Jahr Krieg zurück. Im Mittelpunkt der Ereignisse dieses Tages stand die heutige außerordentliche Sitzung der faschistischen und korporativen Kammer mit einer Rede des Duce. Die Sitzung gestaltete sich zu einer einzigartigen gewaltigen Kundgebung der bedingungslosen Treue und Gefolgschaft des ganzen italienischen Volkes für den Duce.

Als gleich zu Beginn dieser historischen Sitzung Kammerpräsident Justizminister Grandi die Gesetzesdekrete über die Eingliederung der Provinz Laibach und Dalmatien der Kammer vorgelegt und diese durch Akklamation angenommen wurde, brach ein Beifallssturm aus. Mitten in den Beifall rief Präsident Grandi „Evviva il Duce!", worauf die Nationalräte sich von ihren Sitzen erhoben und minutenlang den Duce feierten.

Der Duce verlas dann die schriftlich abgefaßte Regierungserklärung. Immer dann, wenn sein Glaube an den Sieg der Achsenmächte zum Ausdruck kam, steigerte der Duce, seinem Temperament folgend, Worte und Geste zu schärfsten Akzenten, die immer wieder orkanartige Beifallsstürme auslösen.

Besonders stürmisch aber war der Beifall, als der Duce auf die deutsch-italienische Zusammenarbeit zu sprechen kam und mit erhobener Stimme in den Saal rief: „Wir marschieren zusammen, wir kämpfen zusammen und wir werden gemeinsam siegen!". In diesem Augenblick erhob sich der ganze Saal von den Plätzen und brachte minutenlang Deutschland und seinem Führer eine gewaltige Kundgebung dar. Immer wieder ertönten die Rufe: Es lebe der Führer! Es lebe Deutschland!

Als der Duce auf England zu sprechen kam, ertönten von allen Bänken stürmische Pfui-Rufe. Der Beifall wollte kein Ende finden, als der Duce den heldenhaften Kampf der italienischen Truppen in Ostafrika und die überragende soldatische Führergestalt des Herzogs von Aosta hervorhob.

In brausenden Zurufen gaben die Nationalräte ihren Dank für den Einsatz der Wehrmacht zum Ausdruck. Der Duce beschloß seine fast einstündige Rede mit stärkster und lebendigster Ausdruckskraft und mit dem italienischen Siegesruf „Vinceremo". (Wir werden siegen!")

Neue Truppen nach den Azoren

Lissabon, 10. Juni. Zur weiteren Verstärkung der Garnisonen auf den Azoren gingen Montag neue Einheiten des portugiesischen Heeres, hauptsächlich Pioniertruppen, nach dieser Insel ab. Die bekannte Zeitung „La Voz" behandelt in ihrem Leitartikel erneut die Bedrohung der portugiesischen Atlantik-Inseln durch Amerika. Unter Hinweis auf die letzte Roosevelt-Rede schreibt das Blatt folgendes: Voll Angriffsgeist und als angeblicher Schirmherr der Demokratie verlangt Amerika seinen Lebensraum. Wenn dieser Lebensraum nun die Azoren oder Kap-Verdischen Inseln umfaßt, die alle günstige Seefahrts- oder Luftstützpunkte bilden, so werden die amerikanischen Politiker diese portugiesischen Inseln verlangen und zwar ohne den Schein irgendwelchen Rechts noch Respekts für die jahrhundertealte anerkannte portugiesische Souveränität.

Heute vor einem Jahre

Der Feind über die untere Seine geworfen, die Seine unterhalb Paris überschritten. Das Heer steht 20 km vor Paris. Auch auf dem linken Flügel Verfolgung des geschlagenen Feindes.

Unterstützung des Heeres durch die Luftwaffe. Erneuter Angriff auf Hafenanlagen von Le Havre und feindliche Transportschiffe. 7 Transportschiffe versenkt, 10 weitere schwer beschädigt. Der Feind verliert 59 Flugzeuge und 3 Sperrballone.

Freche Lügen!

Berlin, 10. Juni. Churchill bemüht sich mit allen Mitteln einer verkrampften Agitation, die englische Aggression gegen Syrien zu begründen. Zu diesem üblen Zweck setzte er seine infamen Lügen auf verschiedenen Wegen in die Welt, ohne daß sie dadurch wahrer werden. Durch Reuter ließ er die frei erfundene Behauptung von der Gefangennahme deutscher Fallschirmjäger verbreiten und durch „Exchange Telegraph" die Lüge, daß die Deutschen an der Vorbereitung eines syrischen Flughafens arbeiteten. Eine andere Erfindung Churchills ist die von „Exchange Telegraph" verbreitete Faselei, es seien Versuche festgestellt worden, deutsche Truppen auf griechischen Fischerbooten über das Meer herbeizuschaffen.

So verschiedenartig diese Lügen auch sind, so können sie doch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß sich kein einziger deutscher Soldat in Syrien befindet. Diese Tatsache hat eine treffende Charakterisierung in einer Madrider Zeitung gefunden, die schreibt: Der beste Beweis, daß sich in Syrien keine deutschen Soldaten befinden, ist die Tatsache, daß die Engländer dort eingerückt sind.

Araber kampfentschlossen

Buenos Aires, 10. Juni. Die Kampfentschlossenheit der Araber in Südamerika wurde von dem Sekretär des arabischen Kongresses Ibrahim Hussein Hallar am Montag bestätigt. Mehr als je seien alle Araber entschlossen, mit den Waffen ihre Freiheit zu erkämpfen. „Die Unabhängigkeit eines Volkes erbittet man nicht, man erkämpft sie", erklärte Ibrahim Hussein Hallar abschließend.

Goldene Medaille für den Herzog von Aosta verliehen

Rom, 10. Juni. Die Goldene Medaille, Italiens höchste Kriegsauszeichnung, wurde vom Duce dem Herzog von Aosta für die heldenhafte Verteidigung von Abessinien verliehen, wie am Montag bekanntgegeben wird.

Neue nationale Frauenorganisation in Japan gebildet

Tokio, 10. Juni. Im Rahmen des nationalen Neuaufbaues wurde durch Zusammenschluß der Patriotischen Frauenorganisation und des Japanischen Frauenbundes eine neue nationale Frauenorganisation gebildet. Diese neue Organisation wird alle japanischen Frauen über 20 Jahre umfassen und ihren Anteil für die nationale Verteidigung des Staates übernehmen.

Lockerung des Tanzverbotes

Berlin, 10. Juni. Der Chef der Ordnungspolizei teilt mit:

Mit sofortiger Wirkung wird das bestehende Tanzverbot insofern gelockert, als bis auf weiteres an drei Tagen in der Woche von 16 Uhr ab wieder getanzt werden darf.

Diese Tage und der Beginn der Tanzunterhaltung werden nach Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse durch die Kreispolizeibehörden bestimmt. Dabei ist selbstverständliche Voraussetzung, daß die örtlich festzusetzende Polizeistunde bei Tanzveranstaltungen genau eingehalten wird.

Syrien - Land ohne Geschichte

Wo der Nahr-el Kelb, der Hundsfluß, unweit Beirut ins Meer fließt, zeugen Steindenkmäler und Inschriften von den Feldherren des Altertums, von ägyptischen Pharaonen, assyrischen Großkönigen und römischen Imperatoren, die hier vorübergezogen sind. Das Gebiet, das wir heute gemeinhin Syrien nennen, ist ein ehrwürdiger Kulturboden und dennoch ein Land ohne eine eigene, durchlaufend eigene Geschichte. Nur zweimal in viertausend Jahren haben die Fürsten der großen vorderasiatischen Reiche ihre Hauptstadt in Syrien gehabt: die Seleukiden in Antiochia, die Omayaden in Damaskus — Reiche, von Landfremden gegründet. Sonst aber kamen zu allen Epochen die Eroberer von außen. Die Syrer hatten dem nichts Eigenes entgegenzusetzen. In dem Jahrtausende währenden Spiel und Gegenspiel um die Landbrücke zwischen Mittelmeer und Persischem Golf waren sie nur duldende Zuschauer.

Das französische Mandatsgebiet, Syrien-Libanon deckt sich nicht mit dem geographischen Begriff Syrien, unter dem einmal die ganze weite Landstrecke zwischen Taurus und Suez, mit der östlichen Grenze am Euphrat, mit der südlichen etwa in der Linie Suez-Basra, als eine Einheit verstanden wurde. Syrien-Libanon ist nur der nördlichste Teil dieses Ganzen, ein künstliches Gebilde, geographisch betrachtet, künstlich vor allem in seiner Abtrennung von Palästina und Transjordanien. Frankreich, das Syrien von jeher als sein besonderes Einflußgebiet im Nahen Osten angesehen und hier seit langem eine lebhafte Kulturpropaganda getrieben hat, hat das Gebiet nach dem Weltkrieg und dem Zusammenbruch der Türkei in einer Reihe von Verträgen zugewiesen erhalten, in denen seine Abgrenzungen festgelegt wurden.

Zunächst hat die Mandatsmacht in Syrien mit dem Experiment der Teilung in verschiedene Staaten gearbeitet, die zum Teil wieder in sich verwaltungsmäßig aufgespalten wurden, ein Verfahren, das eine lebhafte Unruhe und zahlreiche Aufstände im Gefolge hatte. Erst seit dem Vertrag von Paris vom 9. September 1936 gibt es zwei Staaten: Syrien mit 102 298 Quadratkilometer und 2,3 Millionen Einwohnern, und Libanon mit 9355 Quadratkilometer und 855 000 Einwohnern. Das ganze Mandatsgebiet umfaßt 111 643 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung, die 1939 auf 3 778 500 Köpfe geschätzt wurde. Das Gebiet ist so groß wie Süddeutschland (Bayern, Württemberg und Baden), es ist aber weniger bevölkert als Württemberg und Baden ohne Bayern; der Grund ist darin zu suchen, daß ein großer Teil des Landes aus Wüste besteht. Syrien ist ein ausgesprochenes Küstenland. Den Küstenstreifen begrenzt der Libanon, der mit dem Großen Hermon eine Höhe von 2880 Meter erreicht. Von Norden nach Süden wird das Land von einem großen Graben durchzogen, dessen Ränder im Westen zum Libanon, im Osten zum Antilibanon aufsteigen. Das ganze Land ist Hochebene mit Höhen von vierhundert bis achthundert Meter. Der Jordan ist der einzige nennenswerte Fluß des Landes, im Küstengebiet gibt es nur kleine Rinnsale, und die nach Osten vom Libanon herabkommenden Gewässer enden alle im Sandmeer. Das Klima ist günstig; einen Winter gibt es nicht, nur die Zeit des großen Regens, der das Land bewässert. Die Vegetation ist vergleichsweise arm. Die berühmten Zedern des Libanon sind bis auf einige, die als Naturdenkmal erhalten werden, verschwunden.

Die größeren Siedlungen finden sich vornehmlich im Westen und besonders an der fruchtbaren Küste. Hier liegt Beirut, der Sitz der französischen Mandatsverwaltung, mit 161 000 Einwohnern. Andere wichtige Küstenorte sind Tripoli (37 000 Einwohner) und Latakie (22 000 Einwohner.) Im Innern liegt die größte Stadt, Haleb (Aleppo), mit 263 000 Einwohnern; Damaskus, die eigentliche Zentrale des Landes, hat 250 000, Homs 53 000 und Hama 40 000 Einwohner. Die Bevölkerung ist stark gemischt. Es gibt einundzwanzig christliche Sekten, wieviel islamische es gibt, ist noch nicht genau festgestellt worden. Die Türken, die das Land seit dem 16. Jahrhundert beherrschten, haben auf die Bevölkerung nur einen geringen Einfluß ausgeübt. Eine Eisenbahn durchzieht das Land vom Norden zum Süden, die von der Bagdadbahn ausgeht und über Haleb, Hama, Homs, wo eine Stichbahn nach Tripoli abzweigt, und Damaskus (vorher eine Abzweigung nach Beirut) bis zur transjordanischen Grenze führt.

Die Wirtschaft ist noch wenig entwickelt, obwohl die Franzosen auf diesem Gebiete einige ausgezeichnete Arbeiten geleistet haben. Sie haben sich die Anlage von Obstbaumpflanzungen, von Tabak- und Bananenkulturen, die Anlage von Alleen und die Förderung der Getreidewirtschaft und Bewässerung angelegen sein lassen. Der zweimal erweiterte Hafen von Beirut gilt als einer der besten am östlichen Mittelmeer, und kaum irgendwo im Nahen Osten finden sich so gute Straßen wie in Syrien und Libanon.

Eine einheitliche Verfassung hat Syrien-Libanon bis heute noch nicht erhalten. Kurz vor Ausbruch des jetzigen Krieges wurde ganz Syrien-Libanon den militärischen Behörden unterstellt.



Uebersichtskarte zu dem englischen Ueberfall auf Syrien

Nach den ersten in Vichy eingetroffenen Meldungen sind die Truppen de Gaulles und britische Abteilungen von Palästina her in dem nördlichen Gebiet des Dschebel el Drus eingedrungen. In diesem Abschnitt haben sich Kämpfe entwickelt. (Eißner/M.)

Stukaangriff auf Alexandria

. . ., 10. Juni. (P. K.) Wir fliegen in dieser Mondnacht zum erstenmal mit unseren Sturzbomberverbänden den Kurs nach Alexandria. Die Sicht ist so, daß wir schon weit vor der ägyptischen Küste das Netz starker Scheinwerfer sehen, das sich als grell leuchtende Sperre über die wertvollen Anlagen des Hafens spannt. Viele Scheinwerfer sind in und um Alexandria verteilt und entsprechende Flakartillerie gehört zu ihnen. Da flammen schon die ersten Mündungsfeuer gelbrot auf und schwache Wölkchen setzen sich vor die Nase unseres Sturzbombers, noch weit entfernt, manchmal dicht aufrückend. Für Minuten schweben sie leicht in der Luft, verschwinden im nächtlichen Dunst und werden durch neue abgelöst. Die Batterien der britischen Flakartillerie — es sind überwiegend australische und neuseeländische Truppen in Alexandria — vervielfältigen ihren Feuerzauber, als unsere Sturzbomber zum Angriff übergehen. Das Pfeifen der Motoren kündet ein unmittelbar folgendes Unheil in den Anlagen der Kais, in den Hallen, Schuppen und Werften. Die Scheinwerfer zucken unter und tauchen hinter dem stürzenden Flugzeug auf. Jetzt lösen sich die Bomben, fallen. Grelle Flammen steigen auf — und weg ist der Sturzbomber und davongeflogen.

Wir suchen unser Ziel in aller Ruhe. Der helle Mond spielt Beleuchter. Jetzt kippt auch unsere Ju 88 ab, fliegt auf den Kai zu, die Schnauze zeigt auf die Werftanlagen, Scheinwerfer jagen unter uns her, rücken über uns weg, fassen, suchen, finden nichts und kreisen ewig unruhig am Himmel herum. Von vielen Seiten hören die da unten Motorengeräusch und wissen nicht, welches Flugzeug sie zuerst einfangen sollen. Pfeifendes Stürzen und unheimlich schnelles Davonrasen verwandelt die nächtliche Ruhe Alexandrias zum Chaos.

Unsere Bomben sitzen im Ziel. Nach dem Abfangen aber erwischt uns ein Scheinwerfer, starrt uns mit seinem grellen, glotzenden Auge an und sofort zieht ein Dutzend weiterer Scheinwerfer seine Strahlenbündel hinterher, und unser Sturzbomber hängt für 1½ unangenehme Minuten im Raum der Scheinwerferarme. Die Flak schießt wie toll nach uns. Zwischen den Leuchtarmen krepieren Granaten, und wir bekommen die zahlreiche, schwere Flakbatterie Alexandrias zu spüren. Dann sind wir heraus und kommen ungeschoren nach erfolgreichem Angriff auf Alexandria wieder von der Küste weg. Einige hartnäckige Scheinwerfer geben uns noch Geleit, dann drehen auch sie ab oder schwenken zu abermals angreifenden Sturzbombern herum, versuchen dort ihr Heil, jedoch es kehren alle Flugzeuge des Verbandes zurück. Hinter ihnen liegt Zerstörung, starren verbogene Gerüste der Werftanlagen und aufgerissene Kais.

In der Stadt selbst haben die He 111 auch ganze Arbeit geleistet. Glutrote Brände leuchten weit auf das Mittelmeer hinaus, von dessen Gewässern unsere Kampfflugverbände die Engländer verjagt haben.

Unaufhaltsam geht der Kampf an der Mittelmeerfront weiter, dem Engländer wird Stellung um Stellung entrissen.

Kriegsberichter Karlheinz Holzhausen.



Kamer

Eine Erzä

Als Deutschland noch
Schicksalskrieges stand, w
manches Dorf am Westw
Abwandernden war auch
einiges tiefer ins schütze
wie tausend andere seiner
werk dem Schutz der de
traut. Seines Zeichens
bastelte er da und dort, a
sonderes. Es fehlte eben
Werk, jene Ruhe, die er
Schaffen bringt. Als dann
brochen war und die deut
sam nach Westen stürmt
Knieriem als einer der
stadt Pirmasens zurück.
übung seines Gewerbes
stellte sich Knieriem unan
der TR.

Als ich zu einer TR
gewonnene Lothringen ka
riem schon einige Zeit i
und freute mich gleich
flinken blauen Augen,
zweiundsechzig Lenzen po
frischen roten Backen un
auf wilhelminisch gewid
der Nase. Kamerad Knie
der Führer eines Wasser
seinen Leuten an einer B
liegenden Dörfer gespeist
unbrauchbar geworden

Der Trupp des Kame
weit draußen in einem D
bis zu den Dachböden wi
sollte. Dieses Dorf war
legt, als mitten hindurch
den hochgelegenen Ortstei
schied. Der Bach, der im
fromm durch das geöff
pflegte bei anhaltenden R
sehr achtunggebietenden
das Dorf zu bedrohen

Eines Nachts prasselt
Regen nieder. Ueber
schmaler Steg zum Weh
und schwankte so verdäch
geschweige denn nachts
Knieriem kannte diesen
daß er bei großem Wasse
der Unterkunft machte
drohende Gefahr Meldun
seine Schüssel mit Bo

Als mitten in der
Torwache die Treppe hoc
sofort Bescheid. Er fuh
hängte sich rasch eine Ze
und rüttelte die Leute
Strohsäcken. Als der F
Befehl zum Antreten g
merad Knieriem stramm
trupp zur Stelle!" Und
schaftswagen aus dem T

Am Staudamm fal
Stücke des Belages ware
geschwemmt, der Steg st
ser. Das Wehr stemmte
fenden Druck, aber die
ten das geübte Auge
nicht zu täuschen.

Ueber die angetrete
Blick, schätzend und wäg
wußte er, der hatte drei
ein anderer war ihm zu
langes warmes Leben vo
im Weltkrieg ein Schuß
schlagen und er war nu
also — so ging das eb
beste seinen Schnauzbart

Der dic

Skizze von Ha

Wenn Georg Rauter
nem großen Betrieb, so
Gemeinschaftsraum des
ohne Scherzworte und
ab. Dann war es, als
loser und verantwortun
Gesicht jungenhaft verw
fen Küchenfrauen hinte
er sämtlich mit Vornam
die Kameraden ein frol
war es vorgekommen, d
schwang und zu den flo
aus dem Lautsprecher
schlug.

Aber heute setzte sic
an den weißgescheuert
Suppe, ohne auch nur
Hauptgericht zu fragen,
als ein alter Arbeitsk
zu ihm setzte.

„Hat Erna die Supp
und zwinkerte seinem F
Antwort. „Nanu, hast
eine private Laus über



Am häuslichen Herde



Kamerad Knieriem / Von Oberscharführer Maximilian Strauhal

Eine Erzählung vom Westeinsatz der Technischen Nothilfe

Als Deutschland noch in den Anfängen seines Schicksalskrieges stand, waren manche Stadt und manches Dorf am Westwall geräumt. Mit den Abwandernden war auch Meister Knieriem um einiges tiefer ins schützende Reich gezogen, hatte wie tausend andere seiner Zunft Heim und Handwerk dem Schutz der deutschen Kanonen anvertraut. Seines Zeichens Wasserleitungsmonteur, bastelte er da und dort, aber es wurde nichts Besonderes. Es fehlte eben die innere Ruhe zum Werk, jene Ruhe, die erst die rechte Freude am Schaffen bringt. Als dann die Maginotlinie durchbrochen war und die deutschen Truppen unaufhaltsam nach Westen stürmten, kehrte auch Meister Knieriem als einer der ersten in seine Heimatstadt Pirmasens zurück. Und weil dort die Ausübung seines Gewerbes noch nicht möglich war, stellte sich Knieriem unaufgefordert in die Reihen der TN.

Als ich zu einer TN-Einheit in das wiedergewonnene Lothringen kam, stand Kamerad Knieriem schon einige Zeit im Einsatz. Ich sah ihn und freute mich gleich am ersten Tage an den flinken blauen Augen, die gar nicht zu seinen zweiundsechzig Lenzen passen wollten, auf seinen frischen roten Backen und den stets stramm und auf wilhelminisch gewichsten Schnauzbart unter der Nase. Kamerad Knieriem war damals bereits der Führer eines Wassertrupps; er arbeitete mit seinen Leuten an einer Wasserleitung, die die umliegenden Dörfer gespeist hatte und durch Beschuß unbrauchbar geworden war.

Der Trupp des Kameraden Knieriem arbeitete weit draußen in einem Dorf, das von den Kellern bis zu den Dachböden wieder instandgesetzt werden sollte. Dieses Dorf war insofern sonderbar angelegt, als mitten hindurch ein Staudamm lief, der den hochgelegenen Ortsteil von dem tiefergelegenen schied. Der Bach, der im Sommer unschuldig und fromm durch das geöffnete Wehr plätscherte, pflegte bei anhaltenden Regengüssen stets zu einem sehr achtunggebietenden Fluß anzuschwellen und das Dorf zu bedrohen.

Eines Nachts prasselte ein wolkenbruchartiger Regen nieder. Ueber den Staudamm lief ein schmaler Steg zum Wehr, aber er war schadhaft und schwankte so verdächtig, daß keiner bei Tage, geschweige denn nachts darüberging. Kamerad Knieriem kannte diesen Damm genau und wußte, daß er bei großem Wasserdruck bersten würde. In der Unterkunft machte er erst einmal über die drohende Gefahr Meldung, bevor er sich hinter seine Schüssel mit Bohnensuppe und Speck setzte.

Als mitten in der Nacht ein Mann von der Torwache die Treppe hochpolterte, wußte Knieriem sofort Bescheid. Er fuhr in Hosen und Stiefel, hängte sich rasch eine Zeltbahn um die Schultern und rüttelte die Leute seines Trupps von den Strohsäcken. Als der Führer der Kompanie den Befehl zum Antreten geben wollte, meldete Kamerad Knieriem stramm und knapp: „Wassertrupp zur Stelle!" Und schon sauste der Mannschaftswagen aus dem Tor . . .

Am Staudamm sahen sie die Bescherung. Stücke des Belages waren herausgespült und weggeschwemmt, der Steg stand fausthoch unter Wasser. Das Wehr stemmte sich noch gegen den wachsenden Druck, aber die geflickten Balken vermochten das geübte Auge des Kameraden Knieriem nicht zu täuschen.

Ueber die angetretene Mannschaft glitt sein Blick, schätzend und wägend. Da war einer, das wußte er, der hatte drei kleine Würmlein daheim, ein anderer war ihm zu jung und hatte noch ein langes warmes Leben vor sich, einem dritten hatte im Weltkrieg ein Schuß den linken Oberarm zerschlagen und er war nun etwas behindert; — na also — so ging das eben nicht. Knieriem zwirbelte seinen Schnauzbart, der im Regen herabhing wie eine Trauerweide, energisch hoch und gab Befehl: „Alle Mann ins Dorf, die Einwohner wecken, Vieh, Futter und Lebensmittel bergen. Marsch, marsch!"

Als die Leute im Dunkel der Nacht verschwunden waren und Kamerad Knieriem da und dort ihr Pochen und Rufen hörte, machte er sich selbst ans Werk. Er, der Zweiundsechzigjährige, schob sich auf Händen und Füßen über den schwankenden Steg, dem Stauwehr entgegen. Er hatte nur ein Ziel: das Wehr hochziehen, damit die Fluten im Flußbett ablaufen konnten, denn sonst — das wußte er nur zu genau — würde der ganze Damm einstürzen und eine breite Flutwelle den tiefgelegenen Ortsteil unter sich begraben. So kroch er, mit den Händen nach den schaukelnden Stegbrettern tastend, erst bis zum Leib, dann bis zum Halse durch das schießende Wasser, immer nur einen Gedanken: das Wehr!

Drunten im Dorf wurde es lebendig. Kinder schrien, Rinder blökten und Männer fluchten in die Sturmnacht. Nicht lange währte es, da knarrte der erste Wagen dem hochgelegenen Ortsteil zu. Aber würde er es noch schaffen, bevor der Damm brach? Kamerad Knieriem überschlug die Entfernung, die ihn noch vom Stauwehr trennte, und der kalte Schweiß trat ihm in dicken Tropfen auf die Stirn. Als er endlich das Wehr erreichte und sich an den kräftigen Stützen aufrichten konnte, mußte er erst eine ganze Weile verschnaufen, bevor er an dem schweren Zugbalken zu rücken begann. Dann warf er sich mit ganzer Kraft gegen das widerstrebende Holzwerk, krümmte den alten Rücken tief nieder und spannte seine Muskeln bis zum Bersten an. Zoll um Zoll hob sich das Wehr, erst ein dünner Wasserstrahl, dann immer breiter und gewaltiger schoß die befreite Flut in das Flußbett hinunter. Als das Stauwehr ganz hochgezogen war, lehnte Knieriem schwer atmend am Stützbalken und umklammerte ihn mit beiden Armen, sonst wäre er noch — es war ihm so seltsam dunkel vor den Augen — ausgeglitten und in den tosenden Fall gestürzt.

So fanden ihn die Männer seines Trupps, als sie aus dem Dorf zurückkehrten und die Bergung der Menschen und Güter melden wollten. Einer löste die klammen Finger des alten Truppführers vom Holz, und die anderen schafften ihn behutsam zum Wagen, dessen Scheinwerfer wie Irrlichter im klatschenden Regen zu tanzen schienen. Am Wagen angekommen, machte Kamerad Knieriem sich frei, stellte sich auf die eigenen Beine und kommandierte: „Alle Mann in die Unterkunft!"

Beim Vorbeifahren sahen die Männer, daß der Wasserspiegel schon merklich gesunken war. Der Damm aber — das konnten sie trotz der Finsternis deutlich erkennen — war an drei Stellen schon ganz dünn genagt.

Knieriem aber blickte nicht mehr auf das Stauwehr, sondern in das Dorf hinunter, dessen Dächer im Morgengrauen zu glänzen begannen.

La Panne

Dies war bei La Panne. Furchtbar die Schlacht,
als die Tommies versanken in Grauen und Nacht:

Marschieren . . . marschieren . . . Wir stießen vor,
das Heulen der Stukas im Blut noch und Ohr.

Der Morgen graute diesig und fahl.
An meiner Seite ein alter Korp'ral:

Stumm und verbissen — — Nur einmal:
Mein Sohn
ist auch hier in unserer Division . . ."

Marschieren . .. Marschieren .. . Wohin noch?
Wie weit?
Da machten wir Rast um die Mittagszeit.

„Gewehre zusammen!" Und wo er stand,
fiel jeder hin in den Dünensand.

Nur einer stand aufrecht: der Schädel kahl,
den Helm in der Hand: der alte Korp'ral — —

Von vorne zogen, drei hinter drei,
Truppen vorüber. — Da plötzlich: ein Schrei:

„Vadder!" — „Mien Willem!" — Sekundenlang
der Sohn an die Brust des Alten sank . . .

Verschwitzt und verstaubt die beiden. Und schon
lief weiter und vor ins Glied der Sohn.

Aus bleiernem Schlummer die Kompanie
aufschreckte. Wir alle vergessen es nie. —

Marschieren . . . marschieren . . . Die Lippen
schmal,
an meiner Seite der alte Korp'ral.

Sprach niemand ein Wort. Brach keiner den
Bann.
Dies war nach der furchtbaren Schlacht von
La Panne.

Unteroffizier Walter Rispeter.

Sommerregen / Eine Geschichte von Astrid Väring

Der Tag fing nicht gut an. Wille hatte eine furchtbare Laune, und Beth war genau so lange verheiratet, daß sie dies bemerkte. Wie überhaupt so allerlei. Zum Beispiel, daß er seine Anzüge einfach hinwarf oder das Badezimmer in einem unbeschreiblichen Zustand verließ. Und das Schlimmste war: Er sah es für selbstverständlich an, daß Beth hinter ihm Ordnung schaffte.

Heute ging nun alles verkehrt. Das Ei war zu hart, die Grütze versalzen und sein Hemd schlecht geplättet . . . Und das Maß der Verdrießlichkeiten schien ihr voll, als Wille zürnte: „Natürlich — nicht einmal die armen Blumen haben Wasser bekommen!"

Da war Beth wütend geworden und hatte ihn aufgefordert, endlich in sein Büro zu gehen, damit sie ihre Ruhe habe.

Nachdem Wille das Haus verlassen hatte, kamen ihr die Tränen. Sie wußte, er meinte es gar nicht so schlimm, wie es sich anhörte, er wollte ihr nur zeigen, wer Herr im Hause sei, aber trotzdem — das ging eben nicht. Besonders nicht, da sie den kleinen Haushalt mit Liebe und Sorgfalt verrichtete. Sie sah sich in ihrer kleinen Wohnung um. Alles war neu, blankpoliert und gepflegt, wie es eben sein mußte, wenn man ein Jahr verheiratet war. Ihre eigene Arbeit hatte sie auf seinen Wunsch aufgegeben, als sie heiratete. Jetzt bereute sie es fast. Ihre ganze Zeit war mit ihrem Haushalt und der Sorge um ihren Mann ausgefüllt, und nun hatte er ihr gestern vorgeworfen, sie habe ja nichts zu tun! Sie und nichts zu tun! Ob ein Mann wirklich nicht ahnte, wieviel eine Frau an Kräften für ihren Haushalt braucht?

Seufzend ging sie an ihre Tagesarbeit. Mechanisch wusch sie ab, ordnete das Schlafzimmer, gab den Blumen Wasser und fegte den Balkon. Langsam wich die Traurigkeit von ihr. Unbewußt freute sie sich an der Morgensonne, die durch die Fenster schien und alle Farben lebhafter und klarer tönte. Eine hübsche Häuslichkeit besaß sie jedenfalls.

Sie war gerade mit der Morgenarbeit fertig, als die Post kam. Eine Reklamebroschüre lag am Boden, ein Gruß aus der großen Welt kam zu ihr. Zerstreut nahm sie die Werbeschrift zur Hand und ging damit zum Balkon. In den Blumenkästen standen Pelargonien und Begonien in voller Blüte. Wille hatte in einem recht — sie ließen heute die Köpfe ein wenig hängen — aber es war auch unerträglich heiß, man konnte sie bei dieser Hitze noch so sehr gießen, es half nur kurze Zeit.

Seufzend sank Beth auf einen der Stühle und blätterte in dem Prospekt. Die Sonne brannte heiß — jetzt schon. Wie würde das erst im Hochsommer werden!

Eine Gesellschaftsreise nach Budapest war angezeigt, wunderbarer Badestrand, eine traumhaft schöne Stadt — oder: „Komm mit nach Wien!" in die Stadt der guten Laune und des Frohsinns, der Wiener Walzer und der Beschwingtheit . . . Oder: „Komm mit nach Tirol, an die herrlichen Alpenseen" — oder an den Lido, nach Venedig, an das Mittelmeer, die italienischen Seen. Nach all diesen Plätzen veranstaltete das schwedische Reisebüro billige, gut vorbereitete Gesellschaftsfahrten — wohl erschwinglich für den, der sein gesichertes Einkommen besaß . . .

Beth las und schaute und merkte gar nicht, wie sich der Himmel bezog. Sie träumte, dachte an fremde Länder, wo keine schlechte Laune ihren Morgen verdarb, und aus vollem Herzen wünschte sie sich in dieser Stunde, frei zu sein, reisen zu dürfen, die kurzen Sommertage so zu verbringen wie früher, als sie selber im Beruf stand und verdiente.

Dicke Regentropfen fielen plötzlich auf sie nieder. Hastig blickte sie auf, der Regen fiel dichter.

Oh — das Mittagessen! — dachte sie. In einer halben Stunde würde Wille nach Hause kommen — wie gut, daß sie Makrelen und saure Milch im Eisschrank hatte! So brauchte sie nur Kartoffeln zu schälen. Vielleicht machte sie noch rasch eine Eierspeise? Wille aß die so gern . . .

Aber anstatt sich zu beeilen, begann sie auf einmal, heftig zu weinen. Mit dem Urlaubsheft in der Hand saß sie und schluchzte in sich hinein. Der Regen prasselte auf sie herunter und durchnäßte sie. Aber er war warm und mild und tat ihr wohl. Die trockenen Pflanzen sogen ihn gierig auf, und Beth stand und weinte und konnte doch nicht sagen, warum sie es tat . . . Irgendwo erleichterte es sie. Vielleicht schluchzte sie über die Ferne ihrer Sommerträume, vielleicht darüber, daß sie sich nach so kurzer Ehe schon mit ihrem Mann am frühen Morgen stritt.

Nein — energisch rieb sie den Regen und die Tränen aus dem Gesicht — nun sollte Wille sein Mittagessen haben! Und umziehen mußte sie sich auch!

Als alles fertig war, beschloß sie, aufzuwischen, die Markise herunterzulassen und auf dem Balkon zu decken. Es war so herrlich frisch jetzt draußen.. Die Blumen standen wieder aufgerichtet in ihren Kästen. Es duftete wunderbar nach frischer Erde. So schön erschien ihr alles, so friedlich — und da hatte sie Sehnsucht in die Ferne haben können?

Es war ein sehr reuevoller Wille, der mit Blumen und einer Tüte Kirschen in der Hand zum Essen heimkam. Ein Wille, der mit einer halben Stunde Verspätung eintraf, da er des Regens wegen nicht hatte gehen können — und diese halbe Stunde hatte es ihr möglich gemacht, zur Zeit fertig zu werden . . . Lachend und atemlos schob Beth ihren Mann schließlich von sich ab: „Aber, Wille, nun ist es gut. Du mußt vorsichtiger mit mir umgehen. Du erstickst mich ja!"

Und als sie so einträchtig beisammen saßen, gestand sie ihm, wie sie weinend hier gesessen, mit den Gedanken weit fort in anderen Ländern. Und Beth begriff nicht, daß sie noch eben gewünscht hatte, allein und frei zu sein . . .

(Aus dem Schwedischen
von Karin Reitz-Grundmann.)

Der dicke Treffer

Skizze von Hans Berneburg

Wenn Georg Rautenschlag, Werkmeister in einem großen Betrieb, sonst zum Mittagessen in den Gemeinschaftsraum des Werkes kam, ging es nie ohne Scherzworte und lustige Randbemerkungen ab. Dann war es, als sei sein kluges, von restloser und verantwortungsvoller Arbeit geprägtes Gesicht jungenhaft verwandelt. Er neckte die weißen Küchenfrauen hinter der Essensausgabe, die er sämtlich mit Vornamen kannte, hatte stets für die Kameraden ein frohes Wort, und nicht selten war es vorgekommen, daß er sich auf einen Stuhl schwang und zu den flotten Weisen der Tischmusik aus dem Lautsprecher mit dem Löffel den Takt schlug.

Aber heute setzte sich Rautenschlag schweigend an den weißgescheuerten Holztisch, löffelte die Suppe, ohne auch nur mit einem Wort nach dem Hauptgericht zu fragen, erwiderte knapp den Gruß, als ein alter Arbeitskamerad, Ernst Busch, sich zu ihm setzte.

„Hat Erna die Suppe versalzen?" fragte Busch und zwinkerte seinem Freund zu. Er bekam keine Antwort. „Nanu, hast du Aerger gehabt, ist dir eine private Laus über die kerngesunde Leber gelaufen?" „Private Laus?" wiederholte Rautenschlag mechanisch und wandte sich dann ernst dem Freund zu. „Aerger, nein, aber ich möchte wissen, was mit der Frau des Franz Schmitt los ist. Du kennst doch den Schmitt aus meiner Werkstatt. Er hat gerade seit wenigen Wochen eine böse Krankheit überstanden, ist jetzt wieder ganz der Alte, als ich heute morgen durch den Betrieb kam, stand er ziemlich bedäppert an der Maschine, und im Vorbeigehen hörte ich, soweit der Lärm nicht seine Worte verschluckte, daß er seine Frau im Krankenhaus hat. Ob es ernst ist? Frag doch gleich mal bei ihm nach, in welchem Krankenhaus sie ist, ich möchte am Nachmittag dort anfragen . . ."

In diesem Augenlick trat der Braune Glücksmann an den Tisch. Rautenschlag faßte in den Loskasten, riß das Los auf, schob es dem Losverkäufer hin und sagte: „Ich hätte es wissen müssen. Heute ist wohl kein Glückstag für mich, es liegt irgend etwas in der Luft." Dann drehte er sich eine Zigarette, zog die Zeitung aus der Tasche und zog sich zum Lesen in die Ecke am Fenster zurück.

Lesend hatte er dort etwa zehn Minuten verbracht, als der Glücksmann wieder vor ihm stand. „Sind Sie der Werkmeister Rautenschlag?"

„Ja, und . . ." knurrte dieser. „Sie möchten zu Franz Schmitt in den großen Speisesaal kommen!" Rautenschlag ließ die Zeitung zu Boden fallen und sprang auf: „Ist etwas passiert?" „Ja", lachte der Glücksmann, „es ist etwas passiert. Schmitt hat bei mir auf Anhieb einen Gewinn von hundert Mark gezogen und da sagten Sie vorhin, es sei kein Glückstag heute . . ."

„Hundert Mark sind kein Pappenstiel und für Schmitt ganz bestimmt nicht, aber davon wird keine brave Frau gesund," antwortete Rautenschlag und ging dann schnellen Schrittes über den Hof zum großen Speisesaal.

Hier wurde er mit Hallo begrüßt. „Ich weiß schon Bescheid, der Losverkäufer hat aus der Schule geplaudert," sagte Rautenschlag zu Schmitt, der über das ganze Gesicht strahlte, „du hast einen dicken Treffer gemacht und ladest mich für heute Abend zu einem Glas Bier ein!"

„Ein dicker Treffer? Ein Glas Bier?" lachte Schmitt und schlug dem Werkmeister auf die Schulter. „Eben bin ich aus dem Krankenhaus angerufen worden, meine Frau hat mir einen strammen Jungen geschenkt. Es sah nicht ganz ungefährlich aus, und ich war heute morgen noch in Sorge, aber die Schwester hat mir aufs Wort versichert, daß meine Frau ganz tadellos zufrieden ist, der Junge gehört zur Schwergewichtsklasse und meine kleine Erika hat ein Brüderchen bekommen!"

„Menschenskind, das nenne ich eine Ueberraschung," lachte Rautenschlag, und war wie mit einem Schlag völlig verwandelt. „Und ich hatte schon gedacht . . .?" „Was hattest du gedacht?" „Ach, eigentlich nichts von Belang, aber jetzt ruft mir noch mal den Glücksmann her, ich glaube, meine große Stunde ist jetzt auch gekommen . . ."

*

Ein russischer General führte einmal seine Truppen ins Gefecht und erteilte ihnen von seinem Pferde herab seine Anordnungen. Die Truppen waren schon recht müde, denn sie hatten einen langen Marsch hinter sich, und ein Soldat murrte laut und meinte, vom Pferderücken herab lassen sich leicht Anordnungen treffen.

Kaum hatte der General das gehört, als er dem Soldaten befahl, an seiner Stelle aufzusitzen. Das geschah. Der Soldat saß eben im Sattel, als bereits eine feindliche Kugel angeschwirrt kam und ihn tötete.

„Seht Ihr nun," sagte der General zu den erschrockenen Soldaten, „daß der höchste Platz meist auch der gefährlichste ist!"

Darauf bestieg er sein Roß wieder und ritt weiter.

Aus der Heimat

Büren, Mittwoch, den 11. Juni 1941

Denkt daran!

Zehntausende Volksdeutsche wurden bestialisch ermordet.

Hunderttausende haben auf den Ruf des Führers Haus und Hof verlassen, um als die ersten Pioniere im deutschen Osten neu zu bauen

Millionen haben Not und Verfolgung getragen.

Millionen Volksdeutsche müssen sich weiterhin außerhalb der Reichsgrenzen behaupten. Für Millionen Volksdeutsche Europas kommt aber die Zeit des neuen Aufbaues im Zeichen einer gerechten völkischen Neuordnung.

Was Grenz- und Volksdeutsche ertragen, was sie schaffen, geht Dich an!

Steh ihnen zur Seite durch Dein Opfer zur WHW.-Straßensammlung am 14./15. Juni 1941.

*

Die Pflichtfeuerwehr aufgerufen. Der gegenwärtige Freiheitskampf hat es mit sich gebracht, daß auch die Reihen der Freiwilligen Feuerwehr der Stadt Büren durch Einberufungen zur Wehrmacht gelichtet worden sind. Aus diesem Grunde ist auch für die Stadt Büren die Pflichtfeuerwehr aufgerufen worden, wie dies bereits im vergangenen Jahre im Amte Büren geschah. Auf Grund der 4. Durchführungsverordnung zum Gesetz über das Feuerlöschwesen vom 24. Oktober 1939 können Volksgenossen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 65. Lebensjahr zum Feuerlöschdienst herangezogen werden. In der Stadt Büren wurde in letzter Zeit eine Reihe von Volksgenossen für diesen Dienst verpflichtet und dem Wehrführer Adams unterstellt. Ferner wird zur Zeit eine H.J.-Feuerwehrschar ausgebildet, die mit freudiger Einsatzbereitschaft an den Uebungen teilnimmt. Nunmehr ist die Feuerwehr der Stadt Büren wieder voll einsatzfähig.

Lehrgang für Rettungsschwimmen. Der nasse Tod fordert alljährlich seine Opfer. Je mehr aber Rettungsschwimmer vorhanden sind, desto leichter ist es, so manches blühende Menschenleben vom Tode des Ertrinkens zu erretten. Daher führt auch während der diesjährigen Badezeit der Schwimmeister Josef Brückner im städtischen Freibad einen Lehrgang im Rettungsschwimmen durch, an dem sich tüchtige Schwimmer und Schwimmerinnen vom 14. Lebensjahr an beteiligen mögen. Der Unterricht ist kostenlos. Anmeldungen sind umgehend an den Schwimmeister zu richten. Die Parole lautet: Jeder Schwimmer ein Rettungsschwimmer!

Ermäßigung für Kriegsbeschädigte. Die Deutsche Reichspost hat die Ermäßigung für Kriegsbeschädigte auf den Kraftposten, die bisher nur zum Besuch von Erholungsstätten gewährt wurde, erheblich ausgedehnt. Die Fahrpreisermäßigung von 50 Prozent erhalten Schwerkriegsbeschädigte jetzt für folgende Fahrten: zur Behandlung durch Fachärzte, zur Unterbringung in Heilanstalten, zum Besuch von Kurorten und Erholungsheimen, zum Erholungsaufenthalt, zur Unterbringung in Ausbildungsanstalten und zum Besuch von Ausbildungslehrgängen, zum Aufsuchen der Beratungsstelle, zur Vorstellung beim Arbeitgeber und zum Stellenantritt. Die Begleiter erhalten freie Fahrt wie im Eisenbahnverkehr.

*

Aus Kreis und Nachbarkreisen

Helmern, 11. Juni. **Röntgen-Reihennachuntersuchung.** In der hiesigen Schule findet am morgigen Donnerstag, dem 12. Juni, die Röntgen-Nachuntersuchung für die Volksgenossen und Volksgenossinnen aus den Gemeinden Helmern, Haaren, Atteln und Etteln statt, und zwar von 14—14.45 Uhr für Frauen und von 14.45—15.15 Uhr für Männer. Alle bei der ersten Untersuchung nicht geröntgten Personen vom 6. Lebensjahre an müssen erscheinen.

Lichtenau, 11. Juni. **Die Röntgen-Reihennachuntersuchung** für die Gemeinden Lichtenau, Herbram, Kleinenberg und Asseln findet am 12. Juni in der Schule in Lichtenau statt: 9—9.30 Uhr für Männer, 9.30 bis 10 Uhr für Frauen.

Mönninghausen, 9. Juni. **Wehrmachtsdekan Franke †.** In einem Reservelazarett verstarb an den Folgen eines schweren Unfalls, den er sich in Ausführung seines Dienstes zugezogen hatte, Wehrmachtsdekan Robert Franke Pfarrer Franke, der über drei Jahre in unserer Gemeinde segensreich gewirkt hat, stellte sich bei Ausbruch des Krieges wieder dem Vaterlande zur Verfügung, war zunächst Standortpfarrer, dann Wehrkreispfarrer von Hamburg und versah zuletzt das verantwortungsvolle Amt des Wehrmachtsdekans. Viele Offiziere, eine Ehrenkompanie und das Musikkorps eines Regimentes gaben dem Verstorbenen, der schon im Weltkriege mehrere Auszeichnungen erhalten hatte, das letzte Geleit.

*

Umstellungsbeihilfen

Zusätzliche Fürsorge für Versehrte und Hinterbliebene

Für Wehrdienst- und Einsatzbeschädigte sowie ihre Hinterbliebenen ist eine Reihe von Maßnahmen der sozialen Fürsorge getroffen worden, zu denen als jüngste die „Umstellungsbeihilfe" trat. Vorher schon waren u. a. einmalige und laufende Beihilfen als sogenannte Uebergangsbeihilfen, als zusätzliche Leistungen der gehobenen und sozialen Fürsorge vorgesehen, um diesen Volksgenossen die Umstellung in ihren Lebensverhältnissen zu erleichtern.

Demselben Zwecke, jedoch mit einem ausdrücklichen Anspruchsrecht für eine bestimmte, längere Zeit, dienen die Umstellungsbeihilfen. Sie werden den Angehörigen eines einberufenen Wehrpflichtigen, der wegen seiner Beschädigung bei besonderem Einsatz oder wegen einer Wehrdienstbeschädigung verstorben oder als arbeitsverwendungsfähig entlassen ist, zuteil. Gegebenenfalls kommen sie auch für den Arbeitsverwendungsunfähigen in Betracht. Als Umstellungsbeihilfe wird für die Zeit von zwölf Monaten nach dem Tode oder der Dienstentlassung des einberufenen Wehrpflichtigen der Familienunterhalt weitergewährt. Ein gemeinsamer Erlaß des Reichsarbeits- und des Reichsinnenministers gibt zu dem Ausbau dieser sozialen Fürsorge nunmehr weitere Anweisungen an die Behörden.

So lange ein Anspruch auf die Umstellungsbeihilfe besteht, sind Uebergangsbeihilfen nicht zu gewähren, weil ja die Umstellungsbeihilfe den notwendigen Lebensbedarf für die Uebergangszeit sicherstellt. Die Fürsorgestellen bleiben aber auch während dieses Zeitraumes verpflichtet, sich der Volksgenossen ganz besonders anzunehmen, die im gegenwärtigen Kriege ihre Gesundheit geopfert oder ihren Ernährer verloren haben. Sie haben ihnen nach wie vor in jeder Weise durch persönliche und wirtschaftliche Beratung und Betreuung behilflich zu sein. Dabei ist namentlich das Bestreben der Berechtigten zu unterstützen, sich aus eigener Kraft eine sichere Grundlage für die Zukunft zu schaffen. Auf diese Weise wird es meist gelingen, im Laufe des Jahres, in dem der Familienunterhalt weitgehend für die wirtschaftliche Sicherstellung sorgt, die notwendige Umstellung der Lebensverhältnisse vorzubereiten und durchzuführen. Bei den Umstellungsmaßnahmen werden die Beschaffung einer Wohnung, deren Mietzins dem künftigen Einkommen entspricht, die Berufstätigkeit der Witwe und die Berufsausbildung der Kinder im Vordergrund stehen. In besonders gelagerten Fällen können die Fürsorgestellen und Hauptfürsorgestellen den Versehrten und Hinterbliebenen auch während des Bezuges der Umstellungsbeihilfe zinslose Darlehen unter angemessenen Rückzahlungsbedingungen gewähren. Falls den Wehrdienst- und Einsatzbeschädigten und ihren Hinterbliebenen im Laufe eines Jahres, für das der Familienunterhalt noch als Umstellungsbeihilfe gewährt wird, die Umstellung in ihren Lebensverhältnissen trotz aller Bemühungen nicht gelingt, sind für die folgende Zeit einmalige oder laufende Uebergangsbeihilfen nach der eingangs erwähnten früheren Regelung zu geben. Das OKW. hat sich von Fall zu Fall ein Eingreifen im Wege der Fürsorge vorbehalten, wenn der Beschädigte auf seinem neuen Arbeitsplatz sein früheres Arbeitseinkommen nicht erreicht und alle Möglichkeiten einer Ein- und Umschulung erschöpft sind.



Rinder im Desinfektionskasten

Um die Tiere von Ungeziefer und Hautkrankheiten zu befreien, sind diese Kästen geschaffen worden. Der ganze Körper des Tieres wird vergast. Da der Kopf zur frischen Luft herausgestreckt ist, sind innere Schädigungen durch etwaiges Einatmen von Desinfektionsgas so gut wie ausgeschlossen. (Weltbild / M.)

„Heute geschlossen!"

An zwei Tagen nachmittags geschlossen

Der Regierungspräsident zu Minden hat die Ortspolizeibehörden ermächtigt, mit der Maßgabe jederzeitigen Widerrufes zu genehmigen, daß die Lebensmittelgeschäfte ihre Verkaufsstellen an zwei Nachmittagen im Monat geschlossen halten dürfen. Für die Schließung kommen nur die Tage Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag in Frage.

Es ist bekannt, daß gerade die Lebensmittelgeschäfte durch die Bewirtschaftung der Lebensmittel und die damit verbunden Verrechnung der Kartenabschnitte eine außerordentliche Mehrarbeit übertragen bekommen haben, die bei dem auch im Lebensmittelhandel merkbaren Personalmangel innerhalb der gewöhnlichen Arbeitszeit nicht mehr zu bewältigen ist und die vorhandenen Gefolgschaftsmitglieder, den Geschäftsinhaber und seine Familie stark überlasten.

Dabei ist einmal zu berücksichtigen, daß über dreißig verschiedene Kartenabschnitte regelmäßig zu sortieren, zu prüfen und abzurechnen sind. Außerdem kommt hinzu, daß die Lebensmittel heute vielfach in kleineren Mengen gekauft werden, wodurch die Zahl der Käufer wesentlich größer geworden ist.

Von dieser Regelung sind die offenen Verkaufsstellen des Gemüsehandels, die Bäckerei- und Schlachtereibetriebe ausgenommen.

Aus der Bewegung

HJ.-Gefolgschaft 31/281, Büren. Die Schar tritt heute abend um 8 Uhr im Binnenhof der Aufbauschule in tadelloser Uniform zum Dienst an.

HJ.-Fliegerschar 2/2/281, Büren. Heute treten alle Jgg. um 19.45 Uhr vor der Badeanstalt an. Badeanzug und Jahreskarten oder 10 Pfg sind mitzubringen.

Motorsportschar 1/2/281. Heute (Mittwoch) tritt die gesamte Motorsportschar in tadelloser Uniform um 19.45 Uhr im Binnenhof der Aufbauschule an. Entschuldigungen können nur in Krankheitsfällen entgegen genommen werden. Die Jgg., die zur Musterung müssen, haben sich am Nachmittag beim Gefolgschaftsführer zu melden.

DJ., Büren. Heute, Mittwoch, den 11. Juni, tritt das ganze Jungvolk um 14.30 Uhr zum Appell an der Mädchenschule an.

BDM.-Gruppe 31/281, Büren. Heute, Mittwoch, treten alle Mädel der Scharen 1 und 2 um 20 Uhr in Dirndlkleidern zum Volkstanz im Binnenhof der Aufbauschule an.

Jungmädelgruppe Büren. Heute (Mittwoch) treten alle Jungmädel der Gruppe 16/281 um 16 Uhr mit Turnzeug an der Mädchenschule an.

*

Vermeidung von Wildschäden

Ein Erlaß des Reichsjägermeisters

Kreis Büren, 10. Juni. Infolge der durch den Krieg bedingten Schwierigkeiten sind die Abschußpläne für Schalwild im letzten Jagdjahr nicht erfüllt worden. Auch die Höhe des alljährlichen Zuwachses ist teilweise niedrig angesetzt worden. In vielen Rotwildgebieten hat deshalb eine zahlenmäßige Zunahme stattgefunden, die weder im Hinblick auf die Landeskultur, noch im Hinblick auf die hegerischen Ziele verantwortet werden kann. Endlich zwingt auch die Erwägung, daß unsere Wildbestände für Notzeiten eine Reserve für die Volksernährung darstellen, daß andererseits ein Anwachsen der Schalenwildbestände wegen des Wildschadens nicht geduldet werden kann, zu einem erhöhten Abschuß im kommenden Jagdjahr. Das Ziel ist eine erhebliche zahlenmäßige Verminderung der Rotwildbestände.

Der Reichsjägermeister hat angeordnet, daß in jedem Hochwildjagdbezirk 20 Prozent mehr Rotwild abgeschossen wird, als im Abschußplan vorgesehen ist. Anträge auf Abschußerhöhung sind darüber hinaus zu genehmigen. Das Vordringen von Rotwild in Gebiete mit besonders hoher Landeskultur muß verhindert werden. In derartigen Gebieten ist jedes Stück Rotwild ohne Unterschied des Geschlechts unter Aufhebung der Schonzeit sofort abzuschießen. Der Reichsjägermeister kündigt an, daß über den Einsatz der örtlichen Jägerschaften hinaus auf Anforderung der Jagdbehörden Abschußkommandos zur Verfügung stehen, wenn der Abschuß infolge Fehlens der notwendigen Jäger nicht durchgeführt werden kann. Derartige Abschußkommandos werden auch dann eingesetzt, wenn die Notwendigkeit auf Grund der Wildschadenmeldungen gegeben worden ist.

Der Reichsjägermeister macht es weiter den Jagdbehörden zur Pflicht, daß eine Zunahme des Schwarzwildbestandes nicht stattfindet. Da sich die Rehwildbestände von den Schäden des Winters 1939/40 wieder erholt haben, ist auch hier eine niedrige Festsetzung des Abschusses nicht angebracht. Ferner soll ein Anwachsen der Wildkaninchenbestände verhindert werden. Die Jagd auf Füchse ist mit allen Mitteln durchzuführen. Der Reichsjägermeister erklärt, daß die Verhinderung von Wildschäden im kommenden Jagdjahr die wichtigste Aufgabe aller Jagdbehörden und aller deutschen Jäger ist.

*

Leere Kartons für Feldpostpäckchen. In zunehmendem Maße werden, wie die Reichspost mitteilt, als Feldpostpäckchen auch leere Kartons zur Wiederverwendung als Packmaterial versandt. Zur Vermeidung unnötiger Nachforschungsarbeiten nach dem Verbleib des etwaigen Inhalts der Päckchen, wenn sie beschädigt sind, müssen derartige Sendungen in der Aufschrift stets ausdrücklich als „Leergut" gekennzeichnet werden.

*

Aus der Reihe der Toten

Wewer: Frau Anna Ikenmeier geb. Agethen, 57 J. — **Erkeln:** Frau Theresia Johlen geb. Elsing, 52 J. — **Holzhausen:** Anton Benteler, 86 J. — **Lippstadt:** Frau Henriette Kornrumpf geb. Rädlein, 73 J., Frau Wwe. Theresia Hanemann geb. Witting, 74 J., Frau Thea Buck geb. Micus, 27 J.

Marktumschau für die Hausfrau

Im gesicherten Ablauf der Ernährungswirtschaft ist der deutschen Hausfrau die entscheidende Schlüsselstellung vorbehalten. Ihrer Einteilungsgabe, Findigkeit und Tüchtigkeit ist es in die Hand gegeben, die mit Fleiß herangezogenen Nahrungsgüter ohne Verluste von Nährstoffen der menschlichen Ernährung zuzuführen. Richtiger, d. h. der jeweiligen Marktlage angepaßter nicht auf Seltenheitswerte, sondern auf Nährwerte ausgerichteter Einkauf der Nahrungsmittel und nährstofferhaltende Zubereitung zu gesunden und sättigenden Gerichten sind die Mittel dazu.

In einer lange derartig nicht gekannten Fülle kommen jetzt Frühgemüse der mannigfaltigsten Art an. Groß sind die Mengen an Stielmus und Spinat, die unter den für sie günstigen Witterungsverhältnissen jetzt angeliefert werden. Der Ernteanfall hat einen derartigen Umfang angenommen, daß nicht nur allen Wünschen Rechnung getragen werden kann, sondern geradezu von einer überreichlichen Versorgung gesprochen werden muß. Da letzten Endes die Natur den Ernteanfall bedingt, andererseits aber auch die Verpflichtung besteht, kostbares Nahrungsgut nicht verderben zu lassen, ist es jetzt vordringlichste Aufgabe der Hausfrauen wie aller Küchengewaltigen, den Segen ungeschmälert der menschlichen Ernährung zu Nutze zu machen. Das bedeutet aber keineswegs ein Opfer, denn zur Zeit ihres Höchstanfalles ist die jeweilige Gemüseart am preiswürdigsten. Dazu kommt noch, daß gerade das Blattgemüse vermöge seines Reichtums an Vitaminen und Mineralsalzen jetzt zum Frühjahr am geeignetsten ist, eine Blutauffrischung zu bringen. Nach jahrhundertelanger Erfahrung ist das Blattgemüse für das Wohlbefinden des menschlichen Körpers geradezu unentbehrlich.

Eine weitere Bereicherung erfährt das Marktgeschehen durch wachsende Anlieferungen von Kopfsalat, vielfach holländischer Herkunft, aber auch deutscher Erzeugung in Kästen. Da Kopfsalat nicht immer mit Oel und Essig angerichtet zu werden braucht, sondern mit einer Sauer- und Buttermilchtunke, die mit etwas Zitronensaft oder Essig und grünen Kräutern mundet, steht einem vermehrten Verzehr nichts im Wege. Abwechselung bieten weiter die in langsam größer werdenden Mengen herankommenden Treibgurken, ferner Blumenkohl und auch Schnittkohl. Dazu tritt noch Sparge!, der trotz seiner noch hohen Preise so flotte Abnahme findet, daß er nicht einmal genügend herangeschafft werden kann. Infolge der vorvergangenen kühlen und ungünstigen Witterung sind die Anlieferungen nicht sehr groß. Wenn auch vereinzelt sich die ersten holländischen Tomaten zeigen, so wird die zeitaufgeschlossene Hausfrau sich nicht dadurch irre leiten lassen, um in wild gewordener Kaufbetätigung ihnen ihre Gunst zu schenken und die in Fülle vorhandenen Erzeugnisse zu vernachlässigen. In der Gemüsebeschickung sind weiter vereinzelt die ersten jungen Möhren und italienischen Erbsenschoten anzutreffen. Radieschen geben Gelegenheit zum Brotbelag.

Der Obstmarkt weist noch die durch Jahreszeit und Witterung bedingte Einengung auf, zumal die Beendigung der spanischen Apfelsinenernte die Auslandsankünfte kleiner werden läßt. Bei der bescheidenen Auswahlmöglichkeit in Obst bringen zunehmende Rhabarbermengen in etwa einen willkommenen Ausgleich und vermögen die noch kurze Spanne Zeit bis zum nachhaltigen Herankommen des ersten Beerenobstes zu überbrücken.

Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Lippstadt; verantwortlich für den heimatlichen und Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren; Verlag und Druck: C. Jos. Laumanns, Lippstadt.

(Z. Zt. ist Preisliste Nr. 8 vom 1. Jan. 1941 gültig.)

Staatliche Aufbauschule Büren i. Westf.

Für das neue Schuljahr können Schüler nur noch bis zum 18. Juni angemeldet werden.

Geburtsurkunde und sämtliche Volksschulzeugnisse müssen bis zu diesem Tage vorliegen.

Hanfland, Oberstudiendirektor.

Lernt schwimmen!

Ab sofort findet ein **Schwimmlehrgang** im städtischen Freibad statt. - Anmeldungen nimmt täglich während der Badezeiten entgegen

Josef Brückner, staatl. gepr. Schwimmeister.

Lest und verbreitet die Heimatzeitung!

MGV. „Sängerbund" Büren

Donnerstag, den 12. Juni, 20.30 Uhr,

Gesangsprobe

Vollzähliges Erscheinen erforderlich.

Der Vereinsführer.

Vom 18. Juli bis Ende August

1 bis 2 möbl. Zimmer

am liebsten mit voller Pension, von Frau mit zwei Kindern **zu mieten gesucht.**

Angebote an die „B. Z.".

Rotbuntes

Mutterkalb

hat **abzugeben**

Büren, Bornstraße

Zweistromland Irak

Reisebilderbogen aus dem ältesten Land der Welt

Von Alexander v. Thayer.

Zwei Dinge sind es, die man bei dem Wort „Irak" sich merken muß: Neun Zehntel dieses Landes sind Wüste! Und zweitens: Fünf Millionen Tonnen Erdöl beträgt der jährliche Bedarf Englands (im Frieden!), vier Millionen Tonnen Erdöl werden alljährlich durch die Irak-Oelleitungen gepreßt.

An diesem Erdöl hat der Irak keinen Anteil. Es drückt den Städten nicht seinen Stempel auf, wie etwa in den Oelgebieten Amerikas, am Schwarzen Meer! Es ist eine Sache für sich. Die Bevölkerung hat damit nichts zu tun. Es gehört fremden Herren und fließt auch fremden Herren zu.

Blitze, die aus — Sandwolken kommen

Die Bevölkerung des Irak wartet. Wartet auf den Regen. Denn sie lebt von dem Regen. Der Regen aber kommt erst im Winter, und er dauert bis ins Frühjahr hinein. Auch Gewitter gibt es nur im Winter. Allerdings keine Gewitter in unserem Sinne. Die Sommergewitter des Irak senden zwar ihre furchtbaren Blitze in den ausgetrockneten Lehmboden, sie kommen aber nicht aus feuchten Regenwolken, sondern aus trockenen Sandwolken. Sand läßt sich nämlich ebenso elektrisch aufladen wie Wasserdunst. Wehe der Kamelkarawane, die von solchen Blitzen getroffen wird. Verbleichte Knochen zeigen Monate später den Weg, den sie genommen hat.

Wenn der erste Regen fällt, wächst in der Wüste kümmerliches Gras. Aber Hunderttausende Schafe leben von diesem Gras, und das Fleisch der Schafe ist die Nahrung der Menschen. Das Hammelfett wird als Ersatz für Butter, Margarine, Oel, für alles verwendet. Auch die Mehlspeisen werden aus Hammelfett zubereitet, und sogar das Fruchteis im ersten Hotel von Bagdad schmeckt nach Hammelfett.

Zwei Worte des Schreckens: Ueberschwemmung und Sandsturm

Nun können die Felder bestellt werden. Der Regen und die Wärme lassen das Getreide sehr rasch wachsen. Aber im März ist alles zu Ende. Das Getreide wird geerntet, die Stoppeln dörren noch einige Tage in der Sonne, dann sind sie vom Flugsand verweht. Oft aber fällt sogar diese Ernte aus. Wenn der Euphrat und Tigris die weite Ebene überschwemmen. Ueberschwemmung! Das furchtbarste Wort des Irak! Keine segensreiche wie in Aegypten, wo Millionen von Menschen vom Nil leben, der mit seinem Hochwasser fruchtbare Erde über das Land verbreitet. Der Euphrat gibt nichts, er nimmt nur. Er ist erbarmungslos. Gegen die Ueberschwemmung des Euphrat und Tigris gibt es nur eins: Flucht. Die Söhne des Irak können allerdings hierfür nicht die Preise der englischen Wüstenautobusse bezahlen, welche die Wüsten durchrasen — gekühlte Luft im Innern verbreitend — in deren kühlem Leder man angenehm dahinträumen kann. Sie sehen höchstens diese Autobusse an sich vorbeirasen, alles in eine Wolke undurchdringlichen Staubes hüllend. Gegen eins ist auch der Wüstenautobus nicht gefeit. Gegen den Sandsturm. Der Wagenlenker wickelt seinen Kopf in die Kefije, ein weites Kopftuch, und jagt weiter durch den Sturm. Die Reisenden aber sehen wie ägyptische Mumien aus. Es gibt keine Ritze, keinen Fensterverschluß, durch den nicht der Sand in das Innere des Wagens eindringt. Endlich sucht auch der Autobus Schutz hinter einer Sanddüne. Dächer werden von den Häusern der Dörfer gerissen, Mauern fallen um, nur das Kamel steht inmitten dieses Aufruhrs, es dreht sich wie ein vor Anker liegendes Schiff gegen den Sturm und bietet ihm dadurch seine geringste Angriffsfläche. Den Kopf aber legt es an die Seite seines Körpers, die dem Winde abgelegen ist. Dann schließt es die Augen und schläft.

Zur Zeit der Ueberschwemmung watet dasselbe Kamel zwei Meter tief durch die unermeßlichen Seeen, die sich zwischen den beiden Strömen in der Wüste gebildet haben. Es scheint, daß die Kamele für diese Badereisen besondere Vorliebe haben.

Vom Baden, von Palmen und von Kamelen

Der Irak ist das Land des Badens, sehr zum Unterschied von allen anderen orientalischen Ländern. Der Tigris lockt auch wie kein anderer Fluß zum Baden. Das Wasser ist klar, keine widerlichen Wassertiere verleiden einem den Genuß dieser ersehnten Abkühlung. Die Freude dauert allerdings nur vom April bis Juli. Wenn die Wassertemperatur einmal 30 Grad überschreitet, tummelt sich nur mehr die irakesische Jugend im Strom. Der Schwimmunterricht ist als Pflichtgegenstand in den Schulen eingeführt, allerdings nur für Knaben. Die angehenden Mediziner der Hochschule in Baadad haben sogar ihren eigenen Sportverein am Flusse. Umschattet von dichten Palmen.

Ueberhaupt Palmen! Nichts enttäuscht mehr im Orient als die Vorstellung, endlich einmal ungestraft unter Palmen wandeln zu können. Im Winter kann es oft sehr kalt sein, nicht nur in Palästina und Transjordanien, auch im Irak. Sogar die Wasserlachen frieren manchmal zu, und dann ist es mit der Kraft der Palme bald vorbei. Die rauhen Nordwinde aus dem Gebirge haben ungehindert Zutluß. In manchen Gegenden der italienischen Riviera sind sie hundertmal geschützter als in diesen Ländern des Südens.

Am allerkläglichsten sehen die Palmen in Mossul aus. Der beizende Teergeruch, der über der Landschaft liegt, scheint auch die Palmen zu ersticken. Oder sind es die Schwefeldämpfe, die überall der Erde entweichen? Selbst die Kamele scheinen diesen Geruch als lästig zu empfinden, ihr Grunzen und Schnauben klingt besonders unwillig. In Kerkuk, wo die riesigen Oelfelder liegen, sollen die Kamele bösartige Krankheiten bekommen. Wer reitet schließlich schon auf einem Kamel von Mossul nach Kerkuk, wenn man in der Eisenbahn unter einem sausenden Ventilator sitzen kann! Wenn man auf der herrlichen Asphaltstraße (Asphalt ist im Irak das billigste) mit dem Auto von Erbil nach Rowandus fährt, begegnet man überhaupt keinen Kamelen mehr. Alles reitet zu Pferde, die Flinte auf dem Rücken, man könnte glauben, in einem Gebirgstal der Karawanken zu reisen. Alles ist grün, hohe Bäume, Wälder, schäumende Gebirgsbäche. Und als besondere Ueberraschung: Schneeketten für das Auto, die man bei einem Gendarmerieposten erhält. Denn nun beginnt der Schnee und er wird immer höher. Und schließlich sehen wir zu Bergen hinauf, die mehr als 3600 Meter hoch sind.

„Wer badet, hat mehr vom Leben."

Den Irakstraßen muß man im allgemeinen volles Lob spenden. Wer in Bagdad Zeit und einen Wagen hat, fährt zum Weekend nach dem Habbaniasee hinaus. Er liegt nicht weit vom Euphrat, hundert Kilometer westlich von Bagdad entfernt. Es gibt keinen See, der angenehmer zum Baden wäre. In Feludscha überquert man die große, eiserne Brücke über dem Fluß und tut gut daran, vorher die Pneus des Wagens mit Wasser zu kühlen. Sie können nämlich in dem heißen, aufgequollenen Asphalt der Brücke stecken bleiben, oder zumindest einen Asphaltpapp mitnehmen, der nicht von schlechten Eltern ist. Dann taucht das niedrige Gebirge auf und endlich der Habbania-See von einem tiefen Blau, wie wir es nicht einmal im Mittelmeer finden. Dann aber hört die Straße im Sande auf und es empfiehlt sich, einen Kompaß mitzunehmen und über dem Lenkrad anzubringen. Denn Berge und See liegen dreimal vor uns, davon einmal verkehrt. Luftspiegelungen! Welcher ist nun der richtige? Zu unserem Erstaunen stellt sich heraus, daß der verkehrt in der Luft liegende See der richtige ist. Als wir näher kommen, wendet er sich und liegt nun direkt zu unseren Füßen. Wahrscheinlich ist der feine kristallinische Staub, der in der Luft schwebt, an diesen Erscheinungen beteiligt. Der Habbania-See ist kühler als das Wasser des Euphrat. Hier baden auch Mädchen und Frauen aus der Bagdader Gesellschaft. Sie ziehen sich in den Autos um und baden in Schwimmkostümen, wie man sie bei uns anno 1908 trug.

„Wer badet, hat mehr vom Leben", sagt man in Bagdad.

Afrikanische Hitze – recht erträglich

Das Thermometer zeigt in Berlin 33 Grad im Schatten. Jeder Weg ist uns eine Qual, das Abendessen bei guten Freunden, bei dem wir anderen Gästen zu Liebe steife Kragen angezogen haben, eine Tortur, der Heimweg durch die Hitze ausströmenden Straßen eine Folter. Alles lechzt nach Regen, nach dem erlösenden Gewitter.

Wir fröstеln bei 33 Grad im Schatten

Das Thermometer zeigt in Port Sudan 33 Grad im Schatten. Der Nordost fegt den Sand über den sonneglühenden Strand. Wir ziehen eine Wollweste an, es fröstelt uns wie im Fieber, in der Nacht nehmen wir eine dicke Decke, und trotzdem können wir nicht schlafen. Denn gestern hatte es noch 53 Grad im Schatten, der Wind kam aus Südwest. Jetzt hat er umgeschlagen, die Temperatur ist innerhalb von 24 Stunden um zwanzig Grad gefallen.

Das Thermometer zeigt im Schatten zwanzig Grad unter Null, wir ziehen unsere Spur in langen Kehren über den Südhang der Hochalmspitze. Wir haben die Hemdsärmel aufgekrempelt und die Röcke in den Rucksack gesteckt. Sehr schwer schieben sich unsere Hölzer durch den pappigen Schnee, die Sonne brennt uns unbarmherzig auf den Buckel, die aufgetragene Fettcreme fällt in weiß gefärbten Schweißperlen von unseren Stirnen.

Alles ist relativ! Und wenn der Berliner daheim bei 35 Grad im Schatten schlapp macht, so geht er in Ostafrika bei 45 Grad noch Tennis spielen.

Es geht gut, wenn man die Sonne meidet

Es ist ein Unterschied, ob man sich im Büroanzug Bewegung verschafft oder im Seidenkhaki im Schatten liegt!

Freilich, das kühlende Bad haben wir in Afrika zumeist nicht. Abgesehen von den Blutegeln und anderen Gesellen bis zu den von Allah verfluchten Krokodilen. Wie kommt man bis zum Bad, das ist das Problem. Der Sandstreifen bis zum Wasser ist nicht zu betreten. Er glüht. Und der seichte Rand des Wassers verbrennt uns die Haut. Es ist nicht jedermanns Sache, zwanzig Meter weit bis zum Bauch durch Wasser zu waten, das auf 48 Grad aufgewärmt ist.

Ungemütlich wird es erst bei 50 Grad im Schatten. Sofern man nicht von neun Uhr früh bis sechs Uhr abends in seinem gekachelten Hotelzimmer sitzt. Das sollen auch in Afrika nur wenig Leute können. Also hinaus, auf die Pflanzung, zum Eisenbahn- oder Straßenbau, in die Lagerschuppen, wo gerade Sisal und Baumwolle zum Abtransport verladen werden.

Und siehe da, es geht sogar sehr gut. Freilich, man muß die Sonne meiden. In der Sonne sind wir Europäer nach fünf Minuten erledigt. Ueber 60 Grad hört die Gemütlichkeit, will sagen, jede Bewegung, auf.

Der Schatten ist dagegen erträglich, die Luft ist trocken und das ist die Hauptsache. Mag sie noch so sehr durchglüht über dem sonnigen Sand zittern. Es gibt weiße Männer, die auch in dieser Glut körperlich arbeiten. Helden. Die Führer der Lokomotiven zum Beispiel. Sonnendurchglühtes Steingeröll und unendlich weite Wüsten. Alle zwei Stunden eine Station. Nehmen wir nur die Sudanbahn im Sommer. Oder die Uganda-Bahn. Von den nigerischen und Belgisch-Kongo-Linien ganz zu schweigen.

Auf der Lokomotive bei 50 Grad unter Null

Da steht der weiße Maschinist, seine Augen sind von einer schwarzen Brille verdeckt, sein Gesicht ist bleich und gelblich. Der Kessel strahlt eine Glut aus, in der jedes Insekt tot zu Boden fällt, das sich in die Nähe des dampfspritzenden Ungetüms verflogen hat. Heizer und Lokomotivführer spritzen sich alle fünf Minuten mit einem Schlauch ab. Wir würden das Wasser für ein sogenanntes heißes Bad verwenden. Wenn der Zug dahinbraust, zieht sich der Lokführer hinter die verschiebbare Glasscheibe zurück. Der glutheiße Gegenwind kühlt nicht, er verbrennt die Haut!

Der Zug stürzt sich in den flimmernden Dunst. Die Sicht reicht keine fünfzig Meter, so dick liegt der Dunst über dem brennenden Wüstensand. Der Feuerung strahlt kaum mehr Glut, als die Luft über der Lokomotive. Auch in Afrika darf kein Signal übersehen werden. Manchmal aber überfällt ein Heuschreckenschwarm die Steppe, durch die der Zug braust. Die Tiere sind so dicht gehäuft, daß die Räder nicht mehr greifen, sie werden zu Massen zerquetscht, ihr Blutsaft bringt den Zug zum Stehen. Manchmal wird eine Schlange überfahren, die quer über den Schienen liegt. Noch lange zucken und winden sich die einzelnen zerstückelten Teile. Manchmal hängen sie auch auf der Lokomotive oder am Dachrand eines Waggons.

Auch der Reisende in seinem Abteil liest 50 Grad im Schatten ab. Neben dem Abteil hat er seine Brause, der schwarze Boy wirft ein Eisstück in den Wasserbehälter.

Am neuen Kai in Karthum arbeitet ein Taucher. Das stehende Uferwasser mißt 40 Grad. Das Bleigewicht an seiner Brust und seinem Rücken wird im Wasser heiß, strahlt die Hitze durch den Gummianzug. Von oben wird ihm eine heiße, dunstige Luft zugeführt, die Zylinder der Pumpe stehen in der glühenden Sonne. Die Offiziere reiten ihren schwarzen Soldaten auf den schnellen Bischarinkamelen voraus, ihre Gesichter sind mit Sand bedeckt, der im Schweiße kleben bleibt.

Aber das sind nur wenige Wochen. Dann wird es erträglich, sehr erträglich. Vierzig Grad im Schatten ist der Durchschnitt. Das Leben geht seinen Gang, der elektrische Ventilator summt am Bürotisch, am Tisch des Wissenschaftlers mit seinen Mikroskopen, im Gassengeschäft des Händlers. Die größte Mittagshitze wird überschlafen und gegen Sonnenuntergang strömt alles ins Freie. Nur 35 Grad, man muß sich vorsehen! Der Lokomotivführer des Karthum-Expreß hat sich für die Nacht sogar schon eine Wollweste besorgt. Besorgt sieht er zum Himmel. Gottlob, es bleibt klar. Nur keinen Regen jetzt, dann wird es feucht und dunstig, die Poren verkleben sich. Aber so, bei 40 Grad und Trockenheit ist es sehr erträglich.

*

Unsere Anekdote

In München lebte der bekannte Chirurg Stromeyer. Eines Tages kam zu ihm ein ihm befreundeter Arzt, der ihn bat, einen Patienten, der an Bauchwassersucht litt, zu punktieren. Stromeyer lehnte diese Bitte ab, da ihm die Operation überflüssig erschien.

Der Freund machte sie daraufhin selber mit dem Ergebnis, daß der Patient starb. Als Stromeyer davon hörte, war er entrüstet und rief aus: „Das war das Falscheste, was der Kollege tun konnte. So etwas nennt man den „trockenen Stich". So pflegt man die eLute abzustechen!"

Als diese Aeußerung dem betreffenden Arzt überbracht wurde, fühlte er sich in seiner Ehre tief gekränkt. Er forderte Stromeyer auf, die Worte zurückzunehmen. Stromeyer lehnte ab. Die Angelegenheit wurde vor die Fakultät gebracht, die bei aller Achtung vor der Erregung Stromeyers diesem nahelegte, sich zu entschuldigen, und zwar vor der versammelten Hörerschaft, um weiteren Folgen vorzubeugen.

Stromeyer erklärte sich endlich dazu bereit, um Ruhe zu haben. Er erschien vor den Studenten und erklärte:

„Ich werde beschuldigt, meinen Kollegen K. beleidigt zu haben, weil ich erklärt habe, daß man so, wie er es getan hat, die Leute absticht! Nun, ich stehe nicht an, das zu widerrufen und hiermit feierlich zu erklären, daß man so, wie er es gemacht hat, die Leute nicht absticht!"

Warum gilt das „Bayer"-Kreuz als Zeichen des Vertrauens?

Weil »Bayer«-Arzneimittel sich überall in der Welt millionenfach bewährt haben. Sie vereinigen in sich die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit jahrzehntelanger, praktischer Erfahrung.

BAYER

Jean sieht Deutschland

Eine Reisebegegnung

PK. Als der Zug angefahren war und langsam die Halle des Kölner Hauptbahnhofs verließ, hatte ich meinen Kopf durch ein Gangfenster gesteckt, um die Türme über der Stadt noch einmal zu sehen. Die Fahrt wurde schneller, die Gleise machten einen Bogen, und ich zog den Kopf wieder zurück, da sagte neben mir jemand: „Pardon, Monsieur" und wollte mit seinem Gepäck vorbei. Das sollten die ersten französischen Worte sein, die ich auf dieser Reise nach Frankreich hörte und zwar bevor ich die Reichsgrenzen erreicht, so daß ich mir den beschaute, der sie gesprochen.

Ein mittelgroßer Mann stand vor mir, unter dem Rocktragen einen blauen Schal mit roten Tupfen, eine Sportmütze schräg auf dem Kopf und im Mundwinkel einen schwärzlichen Zigarettenstummel. In der rechten Hand trug er einen mächtig prallen und oben fest zugeschnürten Kohlensack und wartete damit auf Durchlaß. Doch als er bemerkte, daß ich noch eine gestopfte Pfeife im Munde hielt, aber noch nach den Streichhölzern suchte, setzte er flink die Gepäckstücke ab, griff in seine Hosentasche, zog ein Feuerzeug hervor, das im gleichen Augenblick hochlodernd aufflammte. Er lächelte dabei zufrieden, und ich dankte ihm, worauf er gebrochen deutsch feststellte, es sei eben sehr eng hier im Gang. Um nun noch Gewißheit zu haben, ob er wirklich ein Franzose sei, fragte ich ihn danach, was er sofort und gern bejahte und dadurch noch bekräftigte, daß er versicherte, er sei sogar aus Paris. Und dorthin wolle er jetzt auch, auf Urlaub, — seine Worte ließen sich nicht mehr aufhalten — er arbeite zur Zeit in Deutschland, als Zimmermann auf einem Werk bei Berlin.

Daß ich ihm aber auch alles glaube, blätterte er eine Brieftasche auf, nahm eine durchsichtige Hülle heraus, in der ein grüner Ausweis steckte, den er mir zu lesen hinreichte. Ihm den Gefallen zu tun, las ich die Karte durch, erfuhr, daß er mit dem Vornamen Jean hieß, und fragte ihn, um soviel Liebenswürdigkeit irgendwie zu vergelten, ob es ihm in Deutschland denn gefallen habe. Das war jedoch der geheime Knopf, auf den gedrückt, er eine Viertelstunde redete, allerdings so nett und überlegt, daß ich ihm mit Aufmerksamkeit zuhörte und vorerst nicht unterbrach.

Es ist drüben im Winter — so etwa erzählt er — für uns sehr, sehr kalt gewesen, das ist vorübergegangen und unser Schnupfen auch. Deutschland ist schön, und Berlin ist eine Stadt, die nicht aus Holzhäusern mit Strohdach besteht, wie manche Leute in Frankreich behauptet haben, und im Grunewald laufen auch keine Bären herum, vor denen man daheim gewarnt hat. Der einzige Bär, der bei Berlin zu sehen gewesen ist, ist der im Stadtwappen gewesen. Berlin ist groß, es wird gewaltig gebaut, überall gibt es Kinos und Theater, Berlin ist sauber. Ueberhaupt — und das ist einer von meinen tiefsten Eindrücken — in Deutschland ist es, wohin man kommt, sauber, in Dörfern und auch Städten, auf Straßen, an den Hauswänden, überall. Das liegt zum Teil daran, daß es hier eine bessere Kanalisation gibt als in Frankreich.

Dies war die einzige Stelle, an der er einen Vergleich zog zwischen dem Reich und seinem Vaterland, und er erwähnte das auch nur ganz beiläufig. Dann berichtete er von seiner Unterkunft, von dem Arbeitsplatz, von seinem Meister, der ein strenger Mann sei, alles sähe, aber jedem helfe, der Eifer zeige. Der Urlaub sei gerecht verteilt, zuerst kämen die Verheirateten dran und sie bekämen auch öfter Urlaub als die Ledigen. Im Voraus würde ihnen ein Teil des Lohnes abgezogen und bei Antritt der Erholung ausgezahlt. Zehn Tage führe er nun nach Haus, Frau und Kind zu besuchen.

Er zeigte auf den Sack, den er neben sich gestellt hatte, und sagte: „Das bringe ich ihnen mit!" Und es stellte sich heraus, daß der vermeintliche Kohlensack mit Kartoffeln gefüllt war, der Familie in Paris eine Freude zu machen. Das können sie gut gebrauchen, meinte er, darüber werden sie sich sehr freuen!

In Deutschland gibt es keine Arbeitslosen mehr, fuhr er fort, mir ist es viele Jahre schlecht ergangen. Ich habe öfter als einmal unter einer Brücke geschlafen, auf einer Parkbank. Die Kapitalisten, will er anfangen und schimpfen, da unterbreche ich ihn und sage, daß ich schon mit verschiedenen französischen Arbeitern über jene Dinge gesprochen habe, und sage ihm auch, daß es nicht mit dem Schimpfen getan sei, sondern vor allem müsse in Frankreich wieder gearbeitet, gearbeitet und nochmals gearbeitet werden. Und Jean sieht mich groß an, seine Augen sind fast begeistert, und er wiederholt leise: „Ja, wir müssen ebensoviel arbeiten wie Sie in Deutschland, wenn wir wieder gesund werden wollen, ich habe das ja gesehen."

Darauf nickte ich ihm zu, wünschte eine glückliche Reise und trat in das Abteil; er nahm sein Gepäck auf, verbeugte sich ein wenig und ging den Durchgang weiter.

Am nächsten Morgen habe ich ihn noch einmal wiedergesehen, als er ein paar Fenster weiter stand, kurz bevor der Zug in Paris einlief. Schon hatten wir die Vorstädte erreicht, die mit grauen und schlechtgeputzten Wänden, mageren und schmutzigen Gärten, ungepflegt auf das Bahngleise sehen. Mir war, als wenn mein Gesprächspartner vom Nachmittag, die Hände in den Hosentaschen, aufmerksam hinausschauend, etwas in sich still und insgeheim abwog. Es war mir, als wenn er seine Augen zusammenkniff, und daß die Zigarette im Munde mehrmals unruhig zuckte, ihm schien draußen die Ansicht allzu verwahrlost. Oder bildete ich mir das alles nur ein, war das Beipflichten des höflichen Zimmermanns Jean nur unverbindlich und allein eine hübsche Abschlußgeste für ein verplaudertes Viertelstündchen gewesen? —

Als er endlich im Gare du Nord aus dem Wagen steigen durfte, den Kartoffelsack und das Köfferchen in den Händen, war freilich bloß eitel Freude in seinem Gesicht, daß die lange Fahrt vorbei, daß er jetzt im Urlaub, daß er wieder daheim und bald bei Weib und Kind war. Ich überholte ihn vor der Sperre, sein Gepäck mußte furchtbar schwer sein, er hatte ein angestrengtes, ganz rotes Gesicht — und sah mich zu ihm um, da winkte er mit dem Köfferchen und rief: „Alles Gute, Kamerad!"

Kriegsberichter Rolf Dormann.

Warum eigentlich Sendepausen?

Kleines Kapitel aus der Schule des Rundfunks

„Für den Deutschlandsender tritt jetzt eine Sendepause bis 10.20 Uhr ein."

Wie oft schon hat diese Ankündigung aus dem Lautsprecher getönt, freilich nicht zum Entzücken der Hörer. Gar manchen Aerger mag es gegeben haben, wenn der Sender mitten aus einem vielleicht besonders zusagenden Musikstück herausgenommen werden mußte. Oder aber es passierte, daß die Wohnung plötzlich, wenn die Ankündigung überhört wurde, von einem unverständlich erscheinenden, mutmaßlich nur dem Zweck der Verärgerung dienenden Ton im elektrischen Wert von 800 Hz. erfüllt wurde.

Die Sendepause aber ist eine Notwendigkeit, die zunächst einmal die Ueberholung der Sendeanlage (Strahlungsanlage) dient. Genau wie der Mensch einer gewissen Zeit Schlaf bedarf, um dann wieder ausgeruht und gekräftigt seinem neuen Tagewerk entgegengehen zu können, so muß auch die täglich ungefähr 20 Stunden arbeitende Strahlungsanlage auf einige Stunden zu ihrem Recht kommen. Wie der menschliche Körper im Laufe seiner täglichen Arbeitsleistung Entspannung und „Auskühlung" benötigt, so verlangen die Maschinenanlagen und riesigen Senderöhren nach heißer Arbeit eine Pause, um wieder auf normale Temperaturen zu kommen, überprüft zu werden und so den immer neuen Anforderungen gewachsen zu sein.

Ein weiterer Zweck der Sendepause ist der, die viele Tausende von Kilometern umfassenden Leistungswege des Rundfunknetzes „durchzupusten". Wie die Hausfrau täglich ihren Herd säubern muß, damit er wieder den richtigen Zug bekommt und den höchsten Heizwert erzielt, so müssen auch die gesamten Kabelstrecken mittels elektrischer Instrumente durchgemessen werden, d. h. es werden durch den täglichen Verschleiß evtl. aufgetretene oder erst in der Entstehung begriffene Fehlerquellen beseitigt, wie verschmorte Kondesatoren oder schadhaft gewordene Verstärker wieder instandgesetzt usw. Dieser tägliche „Hausputz" ist insofern sehr wichtig, als bei Nichtbeachtung u. U. das Konzert, das gerade läuft, verzerrt oder durch Ausfall der hohen bezw. tiefen Töne (Frequenzbeschneidung) so verunstaltet ankommen würde, daß sich die Sendung wie die ersten Aufnahmen des entschlummerten Phonographen anhörte. Würde Ihnen das gefallen? Kaum!

Soweit wäre ja nun die Sendepause nicht unbedingt mit Geräusch verbunden, aber jetzt kommen zwei weitere wesentliche Punkte:

Erstens die Kontrolle und evtl. Einregulierung der Strahlungsanlage auf qualitativ einwandfreies Arbeiten, dies geschieht mit Hilfe des besagten Tones von 800 Hz.

Zweitens die sogenannte „Einpegelung" des gesamten Rundfunknetzes. Was das bedeutet? Bitte stellen Sie sich einen Leitungsweg einmal ungefähr in der Art eines Kanalsystems vor, das in einzelne Strecken, getrennt durch Wasserschleusen, eingeteilt ist. Erst wenn diese Teilstrecken in das richtige Verhältnis zueinander gebracht sind, und der Wasserpegel, der etwa dem elektrischen Pegel zu vergleichen ist, am Anfang und Ende der Strecke ausgeglichen ist, hat die Messung zum Erfolg geführt. Aehnliche Maßnahmen sind auch bei der Ueberprüfung eines elektrischen Leitungsweges erforderlich, um die tägliche Sendung und damit einen einwandfreien Empfang zu sichern.

Alle diese Arbeiten werden von der Deutschen Reichspost in Zusammenarbeit mit dem Rundfunk durchgeführt. Darüber hinaus wird die Sendepause selbstverständlich auch in den Rundfunkhäusern dazu benutzt, um technische Messungen durchzuführen.

Sie sehen, die Sendepause, die vielleicht bisher nur Ursache des Aergers war, entpuppte sich nun als ein reiner „Dienst am Kunden", um Ihren Empfang einwandfrei zu gestalten.

Die neue Reichsferienordnung

85 Tage Schulferien im Jahr

Nachdem der Reichserziehungsminister bereits für das laufende Schuljahr eine entsprechende Ferienregelung getroffen hat, liegt nunmehr die neue Reichsferienordnung für Volks-, Haupt- und Mittelschulen sowie die höheren Schulen vor. Sie tritt mit Beginn des Schuljahres 1941/42 in Kraft. Das Schuljahr beginnt mit dem Unterrichtsanfang nach den Sommerferien und schließt mit dem Ende der Sommerferien des folgenden Jahres. Die Gesamtdauer der Ferien beträgt 85 Tage, wobei die Sonn- und Feiertage in den Ferien mitgerechnet werden. Davon sind 75 Ferientage festgelegt, nämlich 12 Tage für die Weihnachtsferien, sieben Tage für die Osterferien, vier Tage für die Pfingstferien und 52 Tage für die Sommerferien. Die als Rest verbleibenden zehn Ferientage können als Zusatztage je nach den örtlichen Bedürnissen oder Gewohnheiten den Weihnachts-, Oster- oder Sommerferien angehängt werden. Nur für Heimschulen dürfen sie bei Bedarf als Ganzes an die Weihnachts- oder Osterferien anschließen. Die Pfingstferien dürfen nicht verlängert werden, die Sommerferien nur bis zu einer Gesamtdauer von acht Wochen. Die Sommerferien werden dreifach gestaffelt. Die erste Staffel beginnt Ende Juni, die zweite Anfang Juli und die dritte Mitte Juli. Der Bereich der einzelnen Staffeln wird nach dem Kriege endgültig festgesetzt. Für die ländlichen Volksschulen und vierklassigen Hauptschulen wird die für die großen Ferien vorgesehene Zeit nach den ländlichen wirtschaftlichen Verhältnissen auf Sommer und Herbst verteilt.

Kriegsmarine auf Autos

Landtransport von Aalen und Minen

Von Kriegsberichter Otto Paust.

PK. Nicht alles, was Marine heißt, fährt zur See. Vielmehr fährt — im wahrsten Sinne des Wortes — ein Truppenteil und sogar ein nicht gerade kleiner, stets nur auf dem Lande. Das sind die Männer, die auf ihren blauen Hemden und Ueberziehern ein Kraftwagen-Steuerrad als Laufbahnabzeichen tragen. Meist treten sie allerdings — wenigstens im Dienst — aus praktischen Gründen in der grauen Uniform unserer Marine-Artillerie in Erscheinung. Man trifft sie überall, in Nord und Süd, in West und Ost. Von Narvik bis Bordeaux, in Warschau, Bukarest, Kopenhagen, Berlin oder Köln kann man Fahrzeugen mit dem „WM" begegnen, die Personen und Material von einer Dienststelle zur anderen befördern.

Sie stellen eine der jüngsten Laufbahnen in der Kriegsmarine dar, diese Kraftfahrer. Die Anfänge reichen zwar bis 1926 zurück, als die ersten Kraftfahrbereitschaften in den einzelnen Standorten aufgestellt wurden. Aber erst die letzten Jahre, vor allem der Kriegsausbruch, brachten die rapide Entwicklung, die auch heute noch nicht abgeschlossen ist. Aus den ersten Bereitschaften sind längst Staffeln, dann Züge, Kompanien und schließlich Abteilungen geworden, die in kleine Einheiten unterteilt, je nach den Geboten der Praxis verschiedenen Marine-Dienststellen zur Verfügung stehen.

Es leuchtet ein, daß Instrumente und Geräte, wie sie unsere Marine in letzter modernster Vollendung zur Kriegführung benötigt und deren Wert sehr oft mit keiner Geldsumme zu bezahlen ist, nicht als normale Güter auf der Eisenbahn transportiert werden können. Dann treten die Kraftfahreinheiten in Funktion. Denken wir etwa daran, daß irgendwo in einem der Häfen, die von Memel bis zu den Pyrenäen unseren Streitkräften als Stützpunkte dienen, ein Unterseeboot mit einer Serie neuer Torpedos ausgerüstet werden muß. Die „Aale", diese Erzeugnisse höchster Präzisionsarbeit, wie sie nur erfahrene Fachkräfte in der Heimat herstellen können, werden dann in riesige Lastwagenzüge verladen und über Hunderte oder gar Tausende Kilometer in ununterbrochener Tag- und Nachtfahrt an ihren Bestimmungsort bis an die Pier zum Unterseeboot gefahren.

Vielleicht enthält derselbe Transport auch noch Proviant, wie das besonders hergestellte Brot für die Unterseebootfahrer, Spezial-Ersatzteile für die Maschinen, optische oder elektrische Geräte. Auch für die Sperrwaffe sind solche Transporte auf der Achse in diesem Kriege bereits oftmals von großer Bedeutung gewesen. Ungezählte Minen, Minenteile, Suchgeräte, alles Dinge, die als Geheimkonstruktionen mit besonderer Sorgfalt und Sicherheit behandelt werden müssen, haben den Weg mit diesen Fernlastzügen genommen. Die Schnelligkeit und Zuverlässigkeit, mit der gefahren wird, sind schon für manchen Einsatz zur See wichtig gewesen.

Und was gibt die Gewähr für das Funktionieren dieses mittlerweile riesigen motorisierten Apparates unserer Kriegsmarine? Einmal eine wohldurchdachte, ebenso straffe wie wendige Organisation in den Händen besonders gut ausgesuchter Offiziere, des weiteren eine ständige, gewissenhafte Pflege des Materials, die sach- und sachgemäße Wartung des Wagenparks und vor allem aber die Leistung, das Können, das Pflichtbewußtsein und die Einsatzbereitschaft jedes einzelnen Mannes, des jungen aktiven Marine-Kraftfahrers sowohl wie des Reservisten aller Jahrgänge.

Die Reservisten sind es auch, die dem Nachwuchs unter den Marine-Kraftfahrern mit Rat und Tat zur Seite stehen, bis sie dann eines Tages vielleicht von jungen Kräften abgelöst werden können; denn die Kriegsmarine betreibt die Ausbildung neuer Fahrer in allergrößtem Rahmen, um die immer weiter steigenden Aufgaben lösen zu können. Wenn man hört, daß beispielsweise eine einzige Abteilung im vergangenen Jahr nicht weniger als 7 Millionen Kilometer gefahren hat, dann kann man ungefähr den Bedarf an Fahrern ermessen.

Die Hochachtung vor dem deutschen Seemann draußen auf dem Ozean ist mit Recht das hohe Lied auf die Heldentaten unserer blauen Jungens. Die ihnen in stiller Pflichterfüllung schlagen und siegen helfen, verdienen auch einmal genannt zu werden.

Allgemeine Rundschau

Detmold, 10. Juni. **Am 2. Tag des Kulturlagers der Westfälischen HJ** in Detmold sprach Oberstudienrat Lindemann (Buer) zu den Jungen und Mädeln und gab in seinem Referat eine gedankliche Grundlage zu dem, was die Jungen und Mädel im Kulturlager praktisch durchführen. Er führte aus, daß es zwei Dinge wären, die die Aenderung der Weltanschauung herbeigeführt hätten. Einmal, daß wir heute den Menschen nicht nur nach dem Verstand beurteilen, sondern ihn zur Erreichung eines Dreiklangs von Körper, Geist und Seele, von Verstand, Gefühl und körperlicher Kraft führen. Zweitens, daß wir heute den Menschen als Persönlichkeit sehen, der seine Wurzeln in der Familie, in der Sippe und dem Volk hat. Der edelste Teil dieses Volkes ist die Kunst. In einer Lagergemeinschaft sprach am Abend der Dichter Georg Grabenhorst aus Hannover und las eine Erzählung aus seinem Büchlein „Späte Heimkehr" und ein Kapitel aus dem Buch „Unsterbliches Herz". Der dritte Tag des Kulturlagers stand im Zeichen der praktischen Arbeit.

Bad Salzuflen, 10. Juni. **Hundertjährig.** Die älteste Bewohnerin der Stadt Bad Salzuflen, Frau Luise Meyer, vollendete ihr 100. Lebensjahr. Die alte Mitbewohnerin erlebte die 48er Revolution, die Preußenkriege von 1864 und 1866, den Krieg von 1870/71, den Weltkrieg von 1914/18 und jetzt den Großdeutschen Freiheitskampf. Trotz des hohen Alters ist die Hundertjährige geistig und körperlich recht frisch.

Hameln, 10. Juni. **Gefängnis für Zeitungsdiebstahl.** Ein in Hameln wohnender Mann vermißte im Januar wiederholt seine Zeitung, obwohl ihm von der Trägerin versichert war, daß sie die Zeitung regelmäßig vor seine Tür gelegt hatte. Darauf legte sich der Mann auf die Lauer; er sah, wie die Trägerin die Zeitung niederlegte, er sah aber auch, daß ein Radfahrer heranpirschte, vom Rade sprang und die Zeitung aufnahm. Zur Flucht kam er nicht; er wurde gefaßt und zur Anzeige gebracht. Vom Amtsgericht in Hameln wurde der Täter wegen Diebstahls zu der Mindeststrafe von drei Monaten Gefängnis verurteilt. Mit der Begründung, es handele sich um die Wegnahme eines Gegenstandes des hauswirtschaftlichen Verbrauchs in geringer Menge, also um eine Uebertretung, legte der Verurteilte Berufung beim Landgericht ein. Die Berufungskammer verwarf aber die Berufung auf seine Kosten mit der Begründung, daß nach einer Entscheidung des Kammergerichts die Wegnahme einer Zeitung, die frisch aus der Druckerei komme, keine Uebertretung, sondern Diebstahl sei. Der Staatsanwalt hatte die Erhöhung auf fünf Monate beantragt.

Goch, 10. Juni. **Ganze Gefolgschaft Mitglied des DRK.** Einer Blockwalterin des Deutschen Roten Kreuzes ist es gelungen, die gesamte Gefolgschaft der hiesigen Firma P. van Ooyen als Zivilmitglieder für das Deutsche Rote Kreuz zu gewinnen.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne von Ziegler

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbruck (Bezirk Dresden)

50)

Seine Braut fing an, die Geduld zu verlieren. „Du ewiger Bürokrat! Daß Ordnung sein muß, weiß ich selbst. Aber ich weiß auch, wann ich was riskieren darf. Gestern hatte ich eben hier unten zu tun; danken sollst du mir dafür, denn es war die einzig mögliche Stunde. Alles fort, die Dienstmädchen beim Waschen, niemand hat mich gesehen. Wie ich das Kästchen geöffnet habe? Möbius, der Idiot, hatte ja das ganze Werkzeug offen in seinem Zimmer liegen. Also gib dich zufrieden damit, daß alles richtig gemacht ist, wenn es auch einmal nicht nach Schema F ging."

Westhoff überlegte mit zusammengekniffenen Augen. „Den Berliner Vertreter erwarte ich zwar erst nächste Woche. Aber wenn wir schon heute in die Stadt fahren, könnten wir die Ware für ihn gleich mitnehmen und dort in meinen Safe legen. Halt dich gegen vier Uhr bereit. Zu dumm, daß du noch nicht alles fertig hast . . ."

„Es fehlt nur noch einiges an der Detailverpackung. Bisher konnte ich nur nachts arbeiten, und heute wurde ich gestört. Es war Lärm draußen, einmal dachte ich schon, es käme einer durchs Fenster herein. Ich mußte das Licht löschen, stundenlang warten. Dann war es zu spät. Es ist ein zeitraubendes Geschäft, wenn man die falschen nicht von den echten Packungen unterscheiden soll. Aber ich beeile mich damit, so viel ich kann."

„Na schön. Und die Steine?"

„Bekommst du in einer Stunde." Fräulein Feldmeier sah ihren Verlobten schelmisch an und versuchte sich an ihn zu schmiegen. Aber der wehrte verlegen ab. „Lassen wir das bis morgen! Was sollen denn die Leute hier denken?"

„Martin", sagte Frau Hollweck, die später als sonst erwacht war, und rieb sich die Augen. „Du — Martin . . ." Aber es kam keine Antwort. Das Lager an ihrer Seite war leer, und ein Blick überzeugte sie, daß es auch gar nicht benutzt worden war.

Nun ging es rasch mit der Morgentoilette. In einem Hui war Frau Gina angezogen, die Treppe hinabgeeilt und stand in der Küche. „Der Herr schon auf?" Aber niemand hatte ihn gesehen. Was hatte das zu bedeuten? Die Boote lagen alle friedlich nebeneinander am Steg. Das Malgerät, das in einem Rucksack wohlvorbereitet, aber vergeblich seit längerer Zeit der Benutzung harrte, war auch da. Wo konnte Martin sein?

Natürlich stand nicht zu erwarten, daß Konrad Reichenbach, der eben nachdenklich um die Ecke des Hauses gewandelt kam, mehr darüber wüßte als sie. Trotzdem konnte sie es nicht unterlassen, ihn zu fragen, schon aus der geheimen Hoffnung heraus, daß er sie über den Verbleib ihres Gatten beruhigen werde. Dies tat er aber nicht, sondern wurde im Gegenteil noch nachdenklicher, fast besorgt. „Das alles wird immer rätselhafter", sagte er kopfschüttelnd. „Man weiß schon nicht mehr, was man glauben soll. Eins nach dem andern verschwindet — etwas ist da nicht in Ordnung."

„Du glaubst doch nicht etwa, daß Martin Piets Diamanten hat!" Gina konnte sehr böse Augen machen, und Reichenbach zog sich einen Schritt zurück.

„Wo denkst du hin? Um alles in der Welt nicht. Aber wir sind hier von Geheimnissen umgeben. Wer weiß, was noch dabei heraus kommt. Mir ist manchmal zumute, als ob uns eine unbekannte Gewalt immer näher an einen Strudel zöge, gegen den wir nicht ankämpfen können. Nie hätte ich so etwas für möglich gehalten. Ich glaube, das Haus ist verhext."

Gina starrte ihn entgeistert an. Wußte er? Der Spuk . . . Aber Reichenbach sprach weiter. „Niemals wäre es mir eingefallen, anständige Leute zu verdächtigen. Aber seit gestern bringe ich den Gedanken nicht aus dem Kopf, ob der Direktor . . . um Gottes willen, nein, ich habe nichts gesagt. Und ich weiß, daß ich der letzte bin, der ein Recht dazu hat. Aber eben weil ich es hier erfahren habe, wie schnell ein unbescholtener Mann schuldig werden kann, eben deswegen traue ich niemandem mehr, mir auch nicht."

„Ist dir nicht gut, Konrad? Hast du schlecht geschlafen?" fragte Gina besorgt. — Was hatte er denn heute? Was bedeutete dieser Bekennerdrang?

Aber Konrad war im Zuge. „Das ist wahrscheinlich die Strafe dafür, daß ich mich selbst überhoben habe. Wir alle überheben uns. Sie auch." Er zeigte nach oben, wo seine bessere Hälfte noch schlummerte. „Sie am meisten. Ich möchte beinahe wünschen, daß sie hier auch zur Verbrecherin wird. Vielleicht verstünde sie dann besser . . . aber du verstehst, nicht wahr?"

„Nein", sagte Gina, die anfing ängstlich zu werden. „Ich verstehe nicht. Willst du sagen, daß du . . ."

Reichenbach nickte und legte den Finger auf die Lippen, denn er schien unfähig, sich näher zu erklären, nur die eine Frage brachte er heraus: „Ist der Herr vom Gericht schon da?"

Allmächtiger! Entweder war er verrückt, vollkommen verrückt geworden, oder es drückte ihn wirklich eine Schuld. Aber wie war das möglich? In dieser Familie von geradezu niederschmetternder Korrektheit! Gina fühlte, daß Haus, See und Berge sich wie ein Karussell um sie zu drehen begannen.

Wenn doch nur Martin dagewesen wäre, Martin mit seiner Ruhe und Vernunft, die sie, törichte Frau, schon so oft ungeduldig gemacht hatten! Sie fühlte sich außerstande, die Aufgaben, die der heutige Tag noch bringen mußte, aus eigener Kraft zu erledigen. Den Herrn vom Gericht hatte sie fast vergessen. Was mochte der wollen? Mit dem Diebstahl konnte sein Besuch nicht zusammenhängen, denn er war erst viel später entdeckt worden. Konrad hatte recht: man war in Geheimnisse verstrickt. Sehnsüchtig spähte sie hinüber zur Straße, hoffend, ihr Martin möchte dort in der Ferne auftauchen. Aber die lag, ein silberweißes Band, leer und einsam zwischen grünsamtnen Wiesen. Nur von der entgegengesetzten Seite, von Obermühl her, kam wie ein Laufkäfer ein Wagen eilig näher. Er hielt, wo der Fußpfad abzweigte, setzte einen einzelnen Wanderer ab, raste weiter. Der Mann aber ging auf das Seehaus zu! Gina hielt die Hand über die Augen; er kam ihr vertraut vor; das war — ja wahrhaftig, es blieb kein Zweifel — das war Dr. Mohr.

Den verdutzten Konrad stehen lassend, rannte sie ihm entgegen. „Franz! Franz! Nein, die Ueberraschung! Das Glück!"

„Das nenn ich einen Empfang!" lobte der Rechtsanwalt, ihre Hand schüttelnd. „Aber wie komme ich eigentlich dazu? Ihr habt mich doch erwartet? Nicht? Wo ich doch gestern telephoniert habe?"

„An wen? An uns? Wir haben doch gar keinen Anschluß."

„Das wußte ich. Darum habe ich die Wirtin in Bichelberg gebeten, einen Jungen zu euch zu schicken. Ich hatte gestern in Obermühl zu tun, ein Klient nahm mich in seinem Wagen mit, und nun hat er mich auf dem Rückweg hier abgesetzt."

Frau Hollweck sah ein Licht aufgehen: die Botschaft des „Herrn vom Gericht" hatte auf dem Umweg über die Schimmelwirtin, ihren Buben und das Fannerl wohl des öfteren ihre Form verändert. Sie überzeugte sich, daß die von allen, besonders von Vater Konrad so sehr gefürchtete Amtsperson niemand anders war als der treue Freund des Hauses, und es war ihr, als gehe die Sonne auf.

„Was macht Martin?" fragte Dr. Mohr.

(Fortsetzung folgt.)